

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Aus der Heimat - über die Heimat

Albrecht, Karl

Frankfurt a.M. [u.a.], 1908

urn:nbn:de:gbv:45:1-7850

Aus der Heimat

— über die Heimat.

Besefstücke für Schulen im
Großherzogtum Oldenburg

ausgewählt von

Dr. Karl Albrecht.



Geschicht. IX

A

430

Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg.



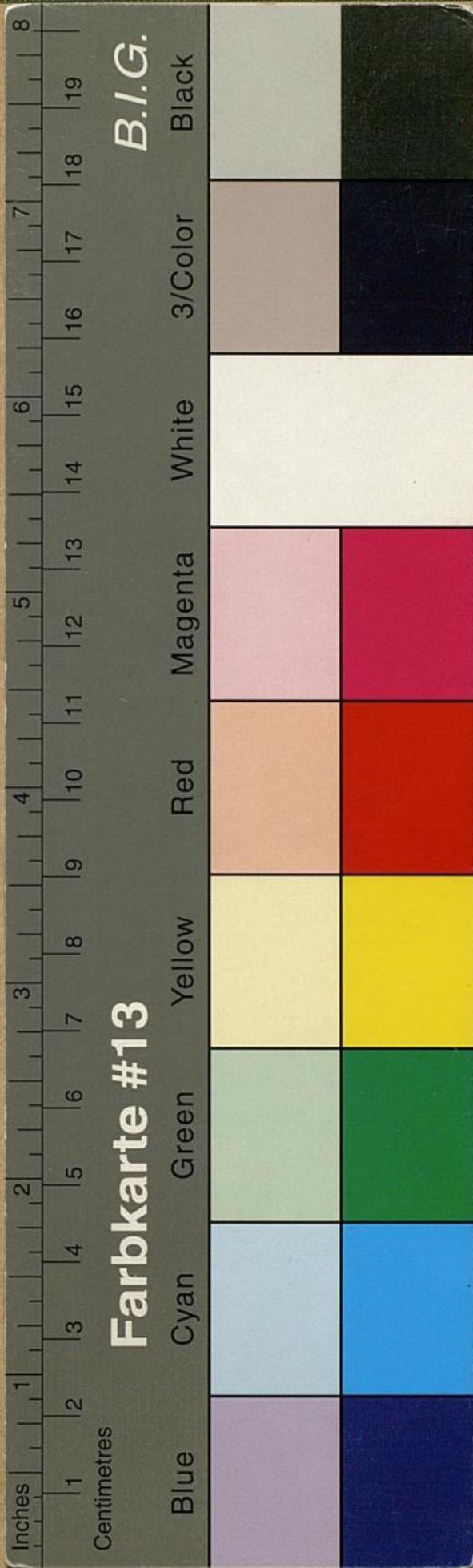
DEUTSCHLANDS GEBIRGS-
Pflanzenwelt

Geschicht. IX.

A.

430





B.I.G.

Farbkarte #13

Inches 1 2 3 4 5 6 7 8
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black



Gesc



Aus der Heimat

— über die Heimat.

Sammlung von Lese­stücken für Schulen im
Großherzogtum Oldenburg.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Albrecht,

Professor an der städtischen Oberrealschule in Oldenburg i. Gr.

Frankfurt am Main und Berlin.
Verlag von Moritz Diesterweg.
1908.



Ges

BIBLIOTHECA
OLDENBURGENSIS

1, 20 h



Vorwort.

Die vorliegende Sammlung von Lese­stücken in gebundener und ungebundener Form ist zunächst erschienen als Anhang zur nordwest­deutschen Ausgabe des deutschen Lesebuches für Höhere Lehranstalten von F. C. Baldamus (Ausgabe C) und verdankt diesem Umstande die Gliederung in fünf Teile. Sie will einen bescheidenen Beitrag zur genaueren Kenntnis der Heimat geben, indem sie in Aufsätzen schildern­der und erzählender Art und in Gedichten wichtige Ereignisse aus der Geschichte des nordwestlichen Deutschlands, vornehmlich Oldenburgs, vorführt, die geographische Beschaffenheit des Heimatbodens kennen lehrt, Sagen, Sitten und Beschäftigungen der Bewohner schildert und wenigstens mit einigen Schriftstellern der engern Heimat bekannt macht. Daß die neueren Schriftsteller besonders vertreten sind, wird gewiß Billigung finden; es entspricht das dem ganzen Charakter des im besten Sinne modernen Lesebuches, zu dem die Stücke ursprünglich den Anhang bildeten.

Benutzt möchten wir diese Sammlung vor allem da sehen, wo das Lesebuch von Baldamus nicht eingeführt ist, um den deutschen, geschichtlichen und erdkundlichen Unterricht zu beleben und neben der Liebe zum großen deutschen Vaterlande auch die zur engern Heimat und Verständnis für die Heimatkunst zu erwecken.

Oldenburg i. Gr., im März 1908.

Dr. Karl Albrecht.



[Faint, mirrored text, likely bleed-through from the reverse side]

[Faint, mirrored text, likely bleed-through from the reverse side]

[Faint, mirrored text, likely bleed-through from the reverse side]



Inhaltsverzeichnis.

Prosa.

I. Erzählungen und Sagen.

	Verfasser.	Klasse.	Seite.
1. Der steinerne Roland . . .	F. Janson.	Sexta.	1
2. Graf Ottos Wunderhorn . .	Strackerjan.	Sexta.	4
3. Die Kirchshofslinde in Oldenburg	Strackerjan.	Sexta.	4
4. Braut und Bräutigam in der Aylhorner Heide	Strackerjan.	Sexta.	5
5. Der Ursprung des Klosters zu Rastede	Buchholz.	Quinta.	1
6. Sagen vom Neuenburger Urwald	Poppe.	Quinta.	2

II. Aus der Geschichte.

1. Tilly in Oldenburg . . .	Rüthning.	Sexta.	5
2. Das Rathhaus zu Bremen .	Zweites Bremer Lesebuch B.	Sexta.	7
3. Die Weihnachtsflut im Jahre 1717	v. Halem.	Sexta.	10
4. Die Stadt Oldenburg um 1800	E. Pleitner.	Sexta.	13
5. Der Domshof zu Bremen .	Zweites Bremer Lesebuch B.	Sexta.	15
6. Die Oldenburger bei Le Mans	Pleitner.	Quinta.	6
7. Die Einführung des Christen- tums in Oldenburg . . .	Bilder aus der Oldenb. Geschichte.	Quarta.	15
8. Graf Anton Günther . . .	Pleitner.	Quarta.	18
9. Das oldenburgische Wappen .	Pleitner.	Quarta.	21
10. Der Freiheitskampf der Ste- dinger	Poppe und Schu- macher.	U.-T.	1



III. Das Land und seine Bewohner.

	Verfasser.	Klasse.	Seite.
1. Eine Dampfschiffahrt nach Bremerhaven	Bremisches Lesebuch 2. Teil.	Sexta.	16
2. Am Jadebusen	Bucholz.	Sexta.	18
3. Ein bremisches Bauernhaus .	Bremisches Lesebuch 2. Teil.	Sexta.	20
4. Ein Tag auf dem Marschhofe	H. Allmers.	Sexta.	21
5. Das Teufelsmoor	Bremisches Lesebuch 2. Teil.	Sexta.	24
6. Der Hasbruch	Bremisches Lesebuch 2. Teil.	Sexta.	26
7. Hude	Drittes Bremer Lesebuch B.	Quinta.	5
8. Die Weser	Drittes Bremer Lesebuch.	Quinta.	7.
9. Vom höchsten Punkte zwischen Unterelbe und Unterweser .	F. Buchenau.	Quinta.	12
10. Der Zwischenahner See . .	Drittes Bremer Lesebuch B.	Quinta.	17
11. Die Watten der Nordseeküsten	Drittes Bremer Lesebuch B.	Quinta.	18
12. Das Steinhuder Meer bei Rehburg	F. G. Kohl.	Quinta.	20
13. Wangerooge	Oldenb. Spazierg. und Ausflüge.	Quinta.	23
14. Der Besuch auf dem Bachthofe	F. Jacobs.	Quinta.	26
15. Die Fehne Ostfrieslands . .	Dorenwell und Hummel.	Quarta.	1
16. Das Moorbrennen und der Buchweizenbau	Poppe.	Quarta.	4
17. Deiche und Fluten an der Nordseeküste	H. Allmers.	Quarta.	8
18. Das Weserufer von Bremen bis Bremerhaven	Dorenwell und Hummel.	Quarta.	10
19. Das Klottschießen der Friesen	Poppe.	U.-T.	6
20. Eine Marschensfahrt.	L. Bräutigam.	U.-T.	13

	Verfasser.	Klasse.	Seite.
21. Selbsthilfe	R. Strackerjan.	U.-T.	18
22. Die Entstehung und Gewinnung des neuen Landes .	Boppe.	0.-T. U.-S.	1
23. Die Flora der ostfriesischen Inseln	F. Buchenau.	0.-T. U.-S.	4
24. Matthias Claudius und Oldenburg	G. Jansen.	0.-T. U.-S.	7
25. Ein Postkrieg in Jever . .	Rüthning.	0.-T. U.-S.	11
—			
1. Das oldenburgische Volkslied	Pleitner.	0.-T. U.-S.	14

Gedichte.

1. Der Pfiff	Boppe.	Sexta.	27
2. Kommt in die Marsch! . . .	H. Allmers.	Sexta.	28
3. Mein Heimatland	G. Rujeler.	Sexta.	29
4. Plattdötsche Sprak	Fr. Freudenthal.	Sexta.	30
5. Der Musketier und sein Hauptmann	Pleitner.	Quinta.	29
6. Der kostbare Stuhl	Pleitner.	Quinta.	30
7. Das Mondlicht liegt auf bleicher Heide'	Waezoldt.	Quinta.	31
8. Der träumende See	J. Mosen.	Quinta.	31
9. Erhebe deine Schwingen . . .	Boppe.	Quinta.	32
10. De Dörpflock	D. Thyen.	Quinta.	32
11. Friesengruß	H. Allmers.	Quarta.	23
12. Friesenstolz	G. Rujeler.	Quarta.	24
13. Willehadus' Tod	Pleitner.	Quarta.	25
14. In den Ruinen einer Klosterkirche	H. Allmers.	Quarta.	26
15. Auf der Heide singt die Lerche	Boppe.	Quarta.	26
16. Himmelfahrt	Boppe.	Quarta.	26
17. Admiral Sehestedt	G. Rujeler.	U.-T.	19
18. Bidder Lüng	D. v. Liliencron.	U.-T.	22
19. Der Halligmatrose	H. Allmers.	U.-T.	24

	Verfasser.	Klasse.	Seite.
20. As de Großherzog Friedrich August dat Regeer freeg . . .	Pleitner.	U.-T.	25
21. v. Finckh und v. Berger . . .	G. Kufeler.	0.-T. U.-S.	17
22. Der Dränger	L. Niemann.	0.-T. U.-S.	19
23. Auf dem Friedhof Sanft Ger- truden	G. Kufeler.	0.-T. U.-S.	20
24. Swartdrooßel	Fr. Freudenthal.	0.-T. U.-S.	24

Anhang

für Schulen des deutschen Nordwestens.

(Sexta.)

Inhalt:

Nr.	Seite	Nr.	Seite
1. Der steinerne Roland	1	10. Eine Dampfschiffahrt nach Bremerhaven	16
2. Graf Ottos Wunderhorn	4	11. Am Jadebusen	18
3. Die Kirchhofslinde in Olden- burg	4	12. Ein bremisches Bauernhaus	20
4. Braut und Bräutigam in der Abthorner Heide	5	13. Ein Tag auf dem Marschhose	21
5. Tilly in Oldenburg	5	14. Das Teufelsmoor	24
6. Das Rathhaus zu Bremen	7	15. Der Hasbruch	26
7. Die Weihnachtsflut i. Jahre 1717	10	16. Der Pfiff	27
8. Die Stadt Oldenburg um 1800	13	17. Kommt in die Marsch!	28
9. Der Domshof zu Bremen	15	18. Mein Heimatland	29
		19. Plattbütsche Sprak	30

I. Der steinerne Roland.

Nach F. Janson. Bremisches Lesebuch. 2. Teil. Bremen, 1885.

Ein Haufe lustiger Knaben kam aus der Schule und ging in fröhlichem Gespräche nach Hause. Sie kamen an der Rolandsäule vorüber; da rief einer lachend: „Seht, der Roland hat seinen Hut verloren, und nun haben sie ihm ein Dach über den Kopf machen müssen!“ Ein lautes Gelächter folgte seiner Rede, und da die anderen auch nicht zurückbleiben wollten, so rief wieder einer: „Roland mit dat kruse Haar, wat he kickt so summerbar!“ und ein anderer: „Roland mit den Wappenrock steiht so stief as wie en Stock!“ und ein dritter rief noch lauter: „Roland mit de spize Knee! seg mal, deit die dat nich meh?“ Das Gelächter wurde immer ärger, und sie riefen und sangen die Verse immer lauter und machten sich lustig über den alten steinernen Roland, der regungslos dastand und ernst und strafend auf sie herabschaute. Da wick plötzlich der eine, der es am ärgsten getrieben hatte, scheu zurück und sagte: „Der Roland lebt; seht ihr, wie er die Augen rollt und uns böse ansieht?“ Alle glaubten es zu bemerken, und da die Knaben ihrer Wildheit wegen ein böses Gewissen hatten, stoben sie plötzlich voll Furcht und Schrecken auseinander. Aber auch zu Hause konnte der, welcher der schlimmste gewesen war, die drohende Gestalt des



Riesen nicht vergessen. Er erinnerte sich jetzt, wie der Vater früher einmal mit großem Ernst von dem Standbilde geredet hatte. Noch abends, als er sich zu Bette legte, mußte er immer wieder daran denken; ja, selbst im Traum sah er den Riesen mit den drohenden Augen vor sich stehen.

Er sah sich allein auf dem Marktplatz, dem steinernen Bilde gegenüber. Der Riese beugte sich zu ihm nieder; er aber stand wie in dem Boden festgewurzelt. — Der Roland sprach zu ihm mit dumpfer, grollender Stimme: „Warum verlachst du mich, Bube? Weißt du, wer ich bin? Ich bin der Beschützer der Freiheit deiner Väter und war von ihnen hochverehrt. Sie haben mich aufgerichtet, daß ich ein Denkzeichen der Rechte dieser Stadt sei. So oft ein fremder Herrscher dieselbe eroberte, haben sie mich unter Trauern und Wehklagen umgestürzt und nicht eher geruht, bis sie frei waren und mich mit Jauchzen wieder aufrichten konnten!“

Roland hielt etwas inne; der geängstigte Knabe aber konnte noch nicht von der Stelle. Roland fuhr milder fort: „Sieh mich recht an! Dieses Schwert ist das Zeichen, daß die Bürgerschaft dieser Stadt durch ihre Obrigkeit Gericht halten dürfe, und auf diesem freien Platze fand das Gericht statt; hier war die „rote Erde“, „das Blutland“; daher bin ich auch Rutland oder Roland genannt.“

Der arme kleine Sünder hätte sich gern aus dem Staube gemacht; aber noch einmal begann Roland: „Siehe auch auf meinen Schild! Was siehst du? Den deutschen Reichsadler; er soll dir zeigen, daß die Bürger dieser Stadt keinem andern Herren untertan waren als dem Kaiser. Darum steht auf meinem Schilde die Umschrift:

„„Fryheit do ic̄ zu openbar, de karl un mennich vorst vorwar
defer stede ghegheven hat; des danket gode, is min radt!““

Der beängstigende Traum schwand. Ihr könnt euch denken, wie froh der arme Schelm war, als er erwachte und den düsteren Riesen nicht mehr zu fürchten brauchte. Viele Tage lang konnte er aber den Traum nicht vergessen; immer wieder hörte er die dumpfen Worte des Roland in seinen Ohren klingen. Bald wußten es alle Mitschüler, und auch der Lehrer hörte davon. Die Knaben wollten gern noch mehr von dem sonderbaren Standbilde wissen. Der Lehrer erfüllte ihre Bitten. Er hub an:

„Nicht Bremen allein hat ein solches Standbild; mehr denn dreißig Städte im nördlichen Deutschland haben ihren Roland, oder es hat doch einmal ein solcher in ihren Mauern gestanden. Aber der zu Bremen ist der schönste und der am besten erhaltene. Wann zuerst eine Rolandsäule in Bremen aufgerichtet worden ist, weiß man nicht. Die Gelehrten meinen, das könne schon über 800 Jahre her sein. Eine

hölzerne Statue hat ſchon vor 500 Jahren geſtanden. Dieſe brannte der gefürchtete Seeräuber Hollmann nieder. Der jetzige Roland iſt bald danach errichtet und ſpäter erneuert und verändert worden. Die Säule, an welcher er ſteht, wurde oben abgeſchnitten und dafür über ſeinem Haupte ein Dach angebracht. Zu dieſer Zeit iſt er auch mit Farben bunt verziert geweſen; denn ſo war eſ damals Sitte. Der Schild, das Schwert und die Kniescheiben waren golden, die Unterkleider blau, die Hoſen mit goldenen Querſtreifen und der Panzer mit goldenen Würfeln verziert. Der Mantel war ſcharlachrot; er zeigte an der linken Seite auch noch einen Löwen und einen Hund, die ſich um einen Knochen ſtritten. Die Schrift darunter beſagte: „Eenen Jeden dat ſine!“ Das alles iſt nun unter dem Überzug von grauer Steinfarbe verſteckt.

Der Roland ſieht aus wie ein Ritter aus alter Zeit. Er hat ungeſchorenes Haar und iſt bartloſ. Die Rechte hält das mächtige Schwert; mit der Linken greift er in den reichverzierten Gürtel. Die ganze Geſtalt wird von dem langen Mantel umhüllt. So ſteht er feſt gegen die Säule gelehnt und ſchaut gleich einem Wächter ſtreng und düſter nach dem Dom, als ob er zornig wäre auf die Erzbüſchöfe, welche den Bremern immer ihre alten Freiheiten nehmen wollten. Und er hat treu gewacht. Bremen iſt eine freie Stadt biſ heute. Als die Franzoſen in Bremen waren, wollten ſie ihn abbrechen und mit nach Frankreich nehmen. Aber die Bremer wollten nicht von ihm laſſen.

Rückert hat ein Gedicht auf ihn verfaßt, das ſo lautet:

1. Roland der Rief', am Rathaus zu Bremen
ſieht er ein Standbild ſtandhaft und wacht.
2. Roland der Rief', am Rathaus zu Bremen,
Kämpfer einſt Kaiſer Karls in der Schlacht.
3. Roland der Rief', am Rathaus zu Bremen,
mächtig die Mark einſt mehrt' er mit Macht.
4. Roland der Rief', am Rathaus zu Bremen,
wollten ihm Welſche wehren die Macht.
5. Roland der Rief', am Rathaus zu Bremen,
wollten ihn Welſche werfen in Nacht.
6. Roland der Rief', am Rathaus zu Bremen
lehnt er an langer Lanze und lacht.
7. Roland der Rief', am Rathaus zu Bremen, —
Ende ward welſchem Weſen gemacht.
8. Roland der Rief', am Rathaus zu Bremen
wieder wie weiland wacht er und wacht."

2. Graf Ottos Wunderhorn.

Straderjan: Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. Oldenburg, 1867.

Graf Otto von Oldenburg war ein eifriger Jäger. Als er einst mit seinen Dienern im Barnesführsholze jagte, führte ihn die hitzige Verfolgung weg von den Dienern in die Dsenberge. Erschöpft von der Hitze und dem eiligen Ritte, hielt er mit seinem weißen Pferde auf dem Dsenberge und sah sich nach seinen Hunden um. „Ach Gott, wer nun einen kühlenden Trunk hätte!“ rief er aus. Da tat sich der Dsenberg auf, und heraus trat eine schöne Jungfrau, wohl geschmückt, mit köstlichen Kleidern angetan, die schönen Haare über die Achseln geteilt und oben mit einem Kranze bedeckt, und bot dem Grafen ein silbernes, reich und künstlich verziertes Trinkhorn: der Graf wolle daraus trinken, sich zu erquicken. Als der Graf das Trinkhorn genommen und den Trank betrachtet, gefiel ihm derselbe nicht, und er weigerte der Jungfrau, ihn zu trinken. Die Jungfrau aber erwiderte: „Mein lieber Graf, trinket nur auf meinen Glauben, und es wird Euch nicht gereuen. Trinket Ihr aus diesem Horn, so wird es Euch und Euerem ganzen Geschlechte wohlgehn, und das Land wird gedeihen und blühen. Glaubet Ihr mir aber nicht und trinket nicht daraus, so wird Euer Geschlecht durch Streit und Uneinigkeit zerfallen.“ Der Graf gab auf solche Rede keine Acht, und da er sich nicht entschließen konnte zu trinken, schwang er das Horn hinter sich und goß es aus, wobei einige Tropfen auf des Pferdes Rücken fielen, dessen Haare sie sogleich verbrannten. Als die Jungfrau dies gesehen, begehrte sie ihr Horn zurück, aber der Graf gab seinem Pferde die Sporen und eilte fort. Ein Blick, den er hinter sich warf, zeigte ihm, wie die Jungfrau durch eine Kluft wieder in den Berg hinein ging. Das Horn nahm er mit sich nach Oldenburg, wo es lange aufbewahrt wurde, bis es nach Anton Günthers, des letzten Grafen, Tode nach Kopenhagen kam.

3. Die Kirchhofslinde in Oldenburg.

Straderjan: Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. Oldenburg, 1867.

Auf dem Kirchhofe zu Oldenburg, unmittelbar vor der Gertrudenskapelle, steht eine große, alte Linde. Etwa zehn Fuß vom Boden entsendet der dicke, knorrige Stamm, dessen Umfang ungefähr 5 m beträgt, nach allen Seiten hin ein breites Laubdach, etwa 13—16 m im Durchmesser, und steigt dann hoch auf, um oben eine zweite Krone zu bilden. Ein Mädchen, heißt es, war unschuldig zum Tode verurteilt und wurde vor das Tor zur Richtstätte geführt. Unterwegs ergriff es einen am Boden liegenden dürren Zweig, steckte ihn ver-

fehrt, das obere Ende unten, in die Erde und sprach: „So wahr dieser Zweig ausschlagen und zu einem mächtigen Baume erwachsen wird, so wahr bin ich unschuldig!“ Das Mädchen wurde hingerichtet; der Zweig aber bekam Leben, wuchs und gedieh und wurde der Baum, der jetzt den Kirchhof schmückt. Da wo die Äste sich zur Laube ausbreiten, da waren an dem dünnen Zweige die Wurzelfasern, die wollen nicht in die Höhe, sondern streben immer seitwärts und nach unten und sind so knorrig, wie nur Wurzeln werden können.

4. Braut und Bräutigam in der Ahlhorner Heide.

Strackerjan: Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. Oldenburg, 1867.

In der Ahlhorner Heide, eine kleine halbe Stunde von der Aumühle, findet sich eine Menge Hünensteine beieinander. Vornan stehen vier große Steine, dann folgen in zwei langen Reihen vielleicht siebenzig kleinere. Man nennt sie die Bisbeker Braut. Etwa drei Viertel Stunden davon findet sich eine ähnliche, aber noch größere Steingruppe, welche der Bräutigam genannt wird. Einst sollte ein Mädchen aus Großenkneten von ihren Eltern gezwungen werden, eines reichen Bauern aus Bisbek Sohn zu heiraten, obgleich sie einen anderen Jüngling liebte. Als nun die Braut mit ihrem Brautgesolge zur Hochzeit nach Bisbek zog und den Turm der Bisbeker Kirche erblickte, da betete sie, daß der liebe Gott sie lieber in Stein verwandeln möge, als daß sie zu der verhassten Ehe gezwungen werde. Und so geschah es. Sowohl die Braut mit ihrem Gesolge als der Bräutigam, der ihr von Bisbek entgegen kam, mit dem feinigem stehen in Stein verwandelt da.

5. Tilly in Oldenburg.

Nach Rätching: Tilly in Oldenburg und Mansfelds Abzug aus Ostfriesland. Oldenburg, 1890.

Gleich im Anfange jenes unglückseligen Krieges zwischen Katholiken und Protestanten, den wir den Dreißigjährigen Krieg zu nennen pflegen, schien es, als ob sich der ganze Lauf desselben durch Oldenburg und die benachbarten Länder wälzen wollte. Der protestantische Heerführer Mansfeld hatte sich nämlich 1623 in Ostfriesland festgesetzt, und Tilly, der Feldherr der Katholiken, zog gegen ihn heran. Noch zögerte letzterer mit dem Vormarsche, weil die Nachricht kam, daß Mansfeld nach Holland abziehen wollte; da traf ein Bericht ein, daß er Ostfriesland zu behaupten beabsichtigte. Nun ließ sich Tilly nicht länger halten. Am 2. September, einem Sonnabende, überschritt er die Grenze, um nach Wardenburg zu rücken, wo er 8 km südlich von der Hauptstadt ein festes Lager bezog. Er wählte eine geräumige Ebene,

welche nach Norden durch eine Hügelreihe Deckung bot. Das ist der Wardenburger Esch, welcher östlich an die Niederungen der Hunte stößt, im Südwesten von dem Dorfe Wardenburg umschlossen und jetzt von der Oldenburger Chaussee in gerader Richtung von Norden nach Süden durchschnitten wird. Hier ist Tillys Lager gewesen. Dem bestimmte, auf Überlieferung beruhende Aussagen älterer Leute des Dorfes bezeichnen noch eine im freien Felde liegende Einsenkung südöstlich von jener Hügelreihe als „Tillysche Tränke“; und am nördlichen Abhange wird mitten im hügeligen Gelände der sogenannte „Tanzmeister“ gezeigt, eine geebnete Stelle, auf welcher außerhalb des Lagers die Söhne des Mars nach dem Waffendienste Erholung suchten im fröhlichen Reigen mit den Schönen des Landes. Im Norden des Wardenburger Esch wurden menschliche Gebeine in größerer Menge gefunden; ebenso im Süden, wo auch Münzen zu Tage gekommen sind. Es wird auch erzählt, daß Tillys Zelt mehr nach Norden zu gelegen habe, daß die Soldaten im Dorfe nicht geraubt, sondern alles bezahlt hätten, eine merkwürdige Überlieferung, die mit den geschichtlichen Nachrichten übereinstimmt; aber die Kirche soll Tilly doch angesteckt haben.

Die Verpflegung des Heeres erfolgte aus dem besetzten Lande, wie es damals immer geschah, und Anton Günther, der damalige Graf von Oldenburg, bewies, daß er nicht umsonst wegen seiner guten Jahresabschlüsse bei den Heerführern ringsum bekannt war. Er lieferte nach Kräften Lebensmittel und Vieh; ja, beim Abzug des Heeres konnte er noch einen Überschuß von hundert Ochsen nach Köln versenden. Das persönliche Auftreten Anton Günthers im Lager trug gewiß sehr viel dazu bei, daß seine Untertanen wenig belästigt wurden. Tilly stellte ihm in Wardenburg zwei Schutzbriefe aus, von denen der umfassendere für ihn selbst bestimmt war, während der andere an die bedrängte Gräfin-Witwe nach Delmenhorst abging, ohne ihr freilich viel zu nützen. Denn schon als Tilly noch in Cloppenburg stand, zog viel Kriegsvolk durch Delmenhorst, um nach Bremen zu gelangen. Eine Rotte von achtzehn Mann überfiel einen Gutsherrn und prügelte ihn jämmerlich durch; sie nahmen mit sich, was sie tragen konnten, und das übrige zerschlugen sie. Weit schlimmer wurden die Belästigungen, sobald Tilly sein Lager in Wardenburg aufgeschlagen hatte. Da fielen trotz Schutzbrief und Schutztruppe streifende Rotten zu Hunderten in das Land, sie nahmen Futter und Mehl, erbrachen Kisten und Kasten und trieben von dem Vorwerke Hude eine ganze Herde Schafe mit dem Hirten weg. In den Dörfern bemächtigten sie sich der Rinder und Pferde und verlangten trotzdem Vorspann. In wenigen Tagen plünderten sie einige Vorwerke und viele Dörfer ganz

aus; die Häuser wurden in Brand gesteckt, die Leute davongejagt oder erschossen, und so groß war die Angst vor den Tillyschen, daß die erschossenen Einwohner nicht begraben werden konnten. Eine dauernde Plage blieb für Delmenhorst von nun an dicht an der Grenze die Besatzung von Wildeshausen, welche auch nach Tillys Abzug blieb und fortwährend Streifereien unternahm. Nicht viel anders verhielten sich übrigens in Delmenhorst die Dänen, welche doch befreundet waren. Ihre Mannszucht war durchaus ungenügend; die Lieferungen für die Küche der Gräfin Sibylla Elisabeth wurden von den Wagen gerissen, die Straßen zu Zeiten gesperrt und die Reisenden aufgehalten; der Bürgermeister mußte sein Haus räumen und dem Hauptmann der Kompagnie überlassen; alsdann wurde dasselbe durch einen Trommelschläger in den Straßen zum Verkaufe ausgerufen.

Während die Delmenhorster unter dem Drucke des Wardenburger Lagers seufzten, fanden lebhaftere Verhandlungen von Oldenburg aus mit Tilly, den Ostfriesen und den Abgesandten der Generalstaaten in Emden statt, um die Forderungen des Oberfeldherrn zu erfüllen, welche in zwei Punkten gipfelten: Mansfeld sollte Ostfriesland verlassen und diese Grafschaft frei von jeder fremden Besatzung dem Reiche erhalten bleiben.

Anton Günthers Geschicklichkeit und Versprechungen gelang es in der That, Tilly zum Abzuge zu veranlassen. Er brach sein Lager ab, am 23. September rückte er von Wardenburg fort, am 24. war er in Huntlosen, am 28. in Barnstorf, am 30. in Bahrenburg. Er war also drei Wochen auf oldenburgischem Gebiete gewesen.

6. Das Rathaus zu Bremen.

Zweites Bremer Lesebuch. B. 5. Aufl. Bremen, 1883.

An der nördlichen Seite des Marktplazes in Bremen steht das ehrwürdige Rathaus. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet es sich sowohl durch die Schönheit seiner Formen als auch durch sein Alter aus. Schon im Jahre 1405, als das bisherige zwischen der Sögestraße, dem Liebfrauenkirchhof und der Obernstraße stehende Rathaus nicht mehr genügte, begann man seinen Bau, und im Jahre 1407 war das Hauptgebäude vollendet. Einzelheiten sind noch später vervollständigt, und die Ausrüstung im Innern ist nach und nach beschafft worden. So stand es da, schön und stattlich anzuschauen mit seinen mächtigen, fast 15 m hohen Mauern und dem weiten Dache, mit seinen schönen Spitzbogenfenstern und den zwischen denselben hervortretenden steinernen Figuren, mit seinem von zwölf Säulen getragenen Bogengange und der reich verzierten Galerie.

Zwar sah das damalige Rathhaus nicht ganz so aus, wie wir es jetzt sehen, allein in seinen Hauptteilen ist es doch geblieben, wie es war. Nur die nördliche Mauer hat man später durch einen häßlichen Anbau verdeckt und die südliche, dem Markte zugewandte Seite durch einen Prachtbau ausgeschmückt; die übrigen Veränderungen sind nicht von Bedeutung. Die Länge des Rathhauses beträgt 41 m und seine Breite 15 m. Die Hauptseite desselben grenzt an den Marktplatz, die Ostseite ist der Domkirche und die Westseite der alten Börse zugewandt. Die Nordseite ist theils durch einen zwischen dem Stadthause und dem Rathhause aufgeführten Bau, theils durch angefügte Gerichtszimmer verdeckt.

An den beiden schmalen Seiten befinden sich drei hohe Bogenfenster und neben denselben vier aus Sandstein gemeißelte Figuren. Zwei schön gearbeitete Eingänge führen durch die dicken Mauern in das Innere des Gebäudes. Die Marktseite unseres Rathhauses wurde in den Jahren 1609 bis 1612 fast gänzlich verändert und so ausgebaut, wie wir sie noch jetzt sehen. Zwölf Säulen tragen eine mit vielen Figuren und reicher durchbrochener Arbeit geschmückte Galerie. Über dem zweiten Bogen, von der Börse an gerechnet, sieht man die Gluckhenne mit den Küchlein. Die vier mittleren Säulen, kräftiger als die anderen, bilden drei Bögen, auf denen ein prachtvoll ausgeführter Mittelbau ruht. Neben demselben an der offenen Galerie sind zwischen den Fenstern acht Sandsteinfiguren angebracht, welche den Kaiser und die sieben Kurfürsten darstellen. Krone, Reichsapfel und Scepter bezeichnen die letzte Figur nach Westen hin als den Kaiser. An dem mit Kupfer gedeckten Dache, dessen Ecken mit großen, aus Sandstein gearbeiteten Gestalten geschmückt sind, erheben sich drei stattliche Giebel, auf deren Spitzen ebenfalls steinerne Figuren stehen. Der mittlere Giebel erreicht eine Höhe von 24 m über dem Marktplatze.

Das Innere des Rathhauses besteht aus zwei Stockwerken. Die untere Halle, in welche man durch die beiden an der Ost- und Westseite liegenden Eingänge gelangt, enthält eine Anzahl Zimmer für verschiedene Behörden des bremischen Staates. Vermittels einer neben der westlichen Thür liegenden Wendeltreppe kommt man in die obere Halle. Der weite Raum zeigt uns noch jetzt die Ausdehnung, welche das Rathhaus zuerst hatte, ehe man es nach Norden hin vergrößerte. Die hohe, flache Decke ruht auf fast 17 m langen Balken, die ohne jede Säulenstütze, nur an den Seiten durch andere Balken verstärkt, in der Mitte frei schweben. Die großen Bäume zu diesen Balken sollen in einem längst verschwundenen Walde bei Hastedt gewachsen sein. Unter der Decke sieht man die Bildnisse deutscher Kaiser.

Rechts nach der Marktseite hin steht die im Jahre 1612 erbaute Güldenammer, die ihren Namen von den schönen vergoldeten Tapeten,

mit denen man sie ausschmückte, erhalten hat. Der reich verzierte Eingang zu derselben (Portal) und die neben ihr zu dem oberen Raume, dem alten Archiv, führende, mit prachtvollem Schnitzwerk versehene Wendeltreppe verdienen ihrer Schönheit wegen besondere Beachtung.

Geradeaus nach der Seite des Doms sieht man die hohen Spitzbogenfenster mit den schönen Glasmalereien und links daneben die Marmorstatue des im Jahre 1857 gestorbenen Bürgermeisters Smidt. An der nördlichen Wand befinden sich verschiedene Gemälde. Das große Bild über der Statue stellt das Gericht Salomos dar, wovon uns im 1. Buch der Könige erzählt wird. Neben der Abbildung eines Hauses zu Antwerpen, welches früher Eigenthum des Hansabundes war, sieht man verschiedene Bilder von Fischen, die in unseren Gewässern selten zu erscheinen pflegen; das größte von ihnen ist die getreue Abbildung eines jungen Walfisches, der am 8. Mai 1668 in der Lesum erlegt wurde. Dann folgt Kaiser Karl der Große und Willehad, der erste Bischof von Bremen, welche zwischen sich die Domkirche tragen. An der linken Seite der Wand befindet sich seit Dezember 1884 ein großes Ölgemälde mit prachtvollen Randverzierungen in Holzschnitzerei. Dasselbe ist von Bremer Bürgern der Stadt geschenkt worden. Es stellt die Schlacht bei Loigny — 2. Dezember 1870 — dar, an deren für die Deutschen siegreichem Ausgange das Bremer Bataillon einen hervorragenden Anteil hatte. Ferner sehen wir auf einem Tische unter Glas das Modell des ehemaligen Admiralschiffes der deutschen Kriegsflotte. Die unter der Decke hängenden Schiffe sind Modelle von Kriegsschiffen und von dem ersten Dampfer, welcher von der Weser nach Amerika fuhr.

Die untersten Räume des Rathauses, in denen allerlei Weine vom Rhein aufbewahrt werden, bilden den weit und breit bekannten Ratskeller.

Als das Rathaus in den Jahren 1405 bis 1407 gebaut wurde, führte man über die Kosten genaue Rechnung. Die Bücher, in denen die Ausgaben verzeichnet wurden, sind noch vorhanden, und wir können daraus sehen, wieviel die Arbeiter damals verdienten. Nach jetzigem Reichsgelde umgerechnet, betrug der Tagelohn der Maurer- und Zimmermeister 14 bis 18 Pfennige, doch erhielten sie nach Vollendung ihrer Arbeit ein größeres Geschenk. So bekam der Bildhauermeister das erste Jahr 30 Mark und das zweite Jahr 15 Mark als Geschenk. Die Gesellen verdienten täglich 10 bis 15 Pf., ein Arbeitsmann 5 bis 6, höchstens 8 Pf. Das war nun freilich wenig, allein sie konnten doch für das wenige Geld schon manches kaufen. So bekam man einen Schinken schon für 10 Pf., ein Paar Schuhe für 10 bis 17 Pf., einen Schubkarren für 18 Pf., einen Hunt Torf für 80 bis 85 Pf.

und einen ganzen Ochsen konnte man für 4 Mark 25 Pf. kaufen. Das waren schöne Zeiten.

7. Die Weihnachtsflut im Jahre 1717.

v. Salem: Geschichte Oldenburgs. 1788.

Die Weihnachtsflut an der unteren Weser im Jahre 1717 trug sich nicht in einer Zeit zu, in welcher man gewöhnlich hohes Anwachsen des Wassers zu befürchten hat. Nur bei Neu- und Vollmond, da Springfluten sind, pflegt man vor Deichbrüchen besorgt zu sein. Indes ward der Wind 24 Stunden vorher Südwest, ein Wind, der das Wasser aus dem Atlantischen Meere durch den Kanal in die Nordsee treibt und immer großen Anwachs des Wassers besorgen läßt, wenn er sich demnächst aus Südwesten nach Nordwesten dreht. In diesem Falle kann das Wasser nicht sobald durch den Kanal dringen, sondern wird mit großer Gewalt gegen die Küsten getrieben. So geschah es jetzt. Der Wind drehte sich am 24. Dezember mit Sonnenuntergang nach Nordwesten. Der Sturm nahm in dieser Christnacht gewaltig zu. Die See lief mit einer solchen Geschwindigkeit auf, daß sie einem auf Feuer siedenden Topfe glich, welcher schleunig überläuft. Solcher Empörung der Natur vermochten die schwachen Deiche nicht zu widerstehen.

Alle Bewohner der an der Nordsee belegenen Marschen wurden um und nach Mitternacht schrecklich aus ihrer Ruhe gestört.

In Butjadingerland zerrissen die Deiche etwa um 3 Uhr früh, und in Zeit von einer Viertelstunde scholl das Wasser auf 2, 3, ja 4 m über das niedrigste Land. Das Vieh in den Häusern ertrauf meistens gleich. Die inneren und äußeren Wände der Gebäude wurden zerschmettert, Betten, Kisten, Laden zerstoßen und weggespült. Viele Menschen ertranken in den Betten oder auf den Bettstellen oder Schränken, wohinauf sie sich geflüchtet hatten; viele flohen halbnackend mit einigen der Ihrigen (andere mußten sie den Wellen überlassen) auf die Böden und Dächer und fanden oft auch hier nicht Rettung. Denn viele Häuser wurden durch das hohe Wasser ganz weggerissen, da dann die Geflüchteten entweder herunterstürzten und gleich ihren Tod in den Fluten fanden oder auf Stücken Holz oder Dachtrümmern umher schwammen und nackend und naß, wie sie waren, erfroren. Widerstanden aber auch die Häuser der But der Wellen, so kamen manche doch auf ihren Böden oder auf den Gipfeln der Dächer, wohin sie geflüchtet waren, vor Frost, Hunger und Durst ums Leben; denn die wenigsten hatten bei der ängstlichen Flucht an das Mitnehmen von Lebensmitteln gedacht. Die meisten Viktualien waren also weggeschwemmt, und das Wasser, welches sie hatten, war untrinkbar.

Rührend ist die Geschichte mancher Geretteten. Der Pastor Gleimius flüchtete mit Frau und fünf Kindern, bis unter die Arme durchs Wasser wattend, im bloßen Hemd in die Höhe. Zum Glück trieben ihnen zwei Brote zu, womit sie den dringenden Hunger stillen konnten. Erst am vierten Tage wurden sie von dort mit einem Boote gerettet.

Unglücklicher war der Pastor Fischer zu Altens. Seine Frau mit drei Kindern ertrank, und seine dreiundachtzigjährige Mutter ward tot am Ofen hangend gefunden. Er selbst war auf eine Bettstelle gestiegen und sein ältester Sohn auf ein hohes Bett gekrochen, wo sie, nachdem sie über sechs Stunden bis an den Leib im Wasser gefessen, gerettet wurden.

Noch wunderbarer war die Rettung zweier Kinder des Pächters Cornelius Meiners zu Blexer-Sande. Der Vater hatte sich mit den zahlreichen Seinigen bei einbrechendem Wasser auf den Boden geflüchtet. Die Flut riß bald das Haus nieder, und Vater, Mutter und Kinder wurden ein Raub der Wellen. Einer der Söhne, ein junger, starker Bursche, hatte das Glück, ein Stück Strohdach zu gewinnen, womit er bei stockfinsterner Nacht mit bloßen Beinen davon schwamm. Bei anbrechendem Tage merkt er an den Kirchtürmen, die er hinter und vor sich erblickt, daß er mitten auf der Weser fährt. Der Wind treibt ihn bald nach dem Lande Wührden, bald mit der Ebbe wieder nach der See hinab. Die Kälte wird indes unleidlicher. Er wäre erfroren, hätte ihm nicht eine Welle ein Stück Kleides zugeworfen, das er für seiner Schwester Rock erkennt und um die erstarrten Beine schlägt. Jetzt stößt sein Schiff an ein Stück des zerrissenen Wührder Deiches. Er sammelt seine Kraft, springt hinab und erreicht glücklich den Deichhügel. Aber auch hier sieht er rings um sich her nur Wasser und nicht fern von da einige Menschen auf Bäumen sitzend. Erst gegen Abend erscheint ihm ein Rettungsboot von Deedesdorf. Er kann noch rufen und wird eingenommen. Wie das Boot am Deich entlang fährt, erblicken sie am Abhang eine Person im äußersten Glend. Sie nahen sich ihr; es ist des Geretteten Schwester, welche auf eben die Art auf einem Stück Strohdach über die Weser geführt war. Beide wurden von dem Kapitän Kellers freundlich aufgenommen, und beide genasen.

Man würde mehrere ähnliche Geschichten sammeln können, und gewiß hätte man hier Gelegenheit, rührende, herzerreißende Szenen und die traurigsten Lagen, worein Menschen geraten können, zu schildern.

Man denke sich dürstende Kinder, wie sie ihre Väter um Wasser anflehen und mit wenigen Tropfen Regenwassers, das in Schürzen und Bettüchern aufgefangen war, genährt werden. Man denke sich

Mütter, wie sie mit dem einen Arm am Balken hängen, unter dem anderen ihre geretteten Kinder halten, jetzt ermüden und sinken. Und nicht bloß Hunger und Durst und Wasser drohten hier den Unglücklichen. Unter gar mannigfaltigen Gestalten erschien hier Tod, Elend und Rettung. Man sah durch etliche Dörfer brennende Haustrümmer fahren, worauf drei an Händen und Füßen verbrannte Menschen um Rettung schrieen. Nicht nur schrieen sie vergebens, sondern man fürchtete die brennenden Trümmer, welche bei Havendorf zu landen und andere mit Wasser umflossene Häuser in Flammen zu setzen drohten.

Doch vielleicht war ich schon zu weitläufig. Vielleicht hätte ich mich begnügen können, zu sagen, daß bei dieser Flut in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst überhaupt zweitausendvierhunderteinundsiebzig Menschen ihr Leben einbüßten, daß man die Zahl des ertrunkenen Hornviehes und der Pferde auf viertausendzweihundertachtundzwanzig schätzt, daß neunhundertdreiundvierzig Häuser nebst sieben Schulen zerstört wurden, daß in dieser Nacht und in den nächstfolgenden Monaten einundzwanzig Hauptbraken und fünf Siele einrißen, und daß die Erzeugung des Schadens, welchen allenthalben die Deiche erlitten, die Kräfte der Eingefessenen überstieg.

Die Kirche zu Blexen, welche reichlich 2 m höher steht, als die Flut stieg, ist in Butjadingerland die einzige, worin an allen drei Weihnachtstagen gepredigt worden.

Butjadingerland hatte natürlich am meisten gelitten, darnach Stadland, die Marschvogteien, Barel, Jade und Neuenburg. Die Hunte schwoll dergestalt, daß selbst die Gegend um die Stadt Oldenburg einem See glich und das Wasser auf dem Stau in die Häuser drang.

In Oldenburg wurden natürlicherweise gleich alle Fahrzeuge, deren man habhaft werden konnte, mit Lebensmitteln ausgesandt, um die auf den Häusern und Bäumen sitzenden, halb erfrorenen und verhungerten Menschen zu retten. Auch die Stadt Bremen sandte Boote mit Brot, Bier und Speck aus. Aber auch von diesen wurden einige durch den Ungestüm der Fluten umgeschlagen. Überhaupt war die Zahl der Boote der Not nicht angemessen, und ohne sie konnte man doch nicht von einem zum anderen kommen, weil, wenn sich das Wasser auch auf kurze Zeit verlief, das Land doch bei jedem West- und Nordwestwind wieder überschwemmt ward. Am 28. Dezember, am Tage nach dem Weihnachtsfeste, legte sich der Wind einigermaßen, und die Sonne blickte tröstend durch die Wolken. Jetzt konnten wenigstens die Rähne allenthalben ihren sicheren Lauf nehmen und Rettung bringen, wo Rettung not war. Kam ein Schiff voll Geretteter in Flecken und Städten an, dann wetteiferten alle Einwohner in dem Bestreben, ihnen

gütlich zu tun. Andererseits aber benutzte auch viel Gefindel das allgemeine Unglück zu unerlaubtem Gewinn und raubte, statt zu retten.

Allmählich verlor sich das Wasser völlig, und nun erst zeigte sich die beklagenswerte Gestalt des Landes in ihrem ganzen Umfange. Nun erschienen die zerrissenen Deiche, die menschenleeren, öden Dörfer, die zertrümmerten Gebäude, das zerstreute Gerät, die Nase des unzähligen ertrunkenen Viehes und, was das traurigste war, die Tausende von Leichen umgekommener Menschen. Den Übriggebliebenen fehlte es an Feuerung, an Betten, an Kleidung, an Wohnung, an allem. Sie verlebten ein trauriges Jahr.

8. Die Stadt Oldenburg um 1800.

Emil Pleitner: Heil Dir, o Oldenburg! Oldenburg, 1901.

Klein und unbedeutend war die Hauptstadt des Oldenburger Landes, wie sie sich im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, in der Regierungszeit des Herzogs Peter, den Blicken der Reisenden darbot.

Von Norden aus, auf dem Wege von Rastede her, nähern wir uns der Stadt. Langsam nur kommt der Wagen in dem tiefen Sande vorwärts. Schon steigen in der Ferne der Schloßthurm und der Turm des Lappan auf, die beiden einzigen Türme, die die Stadt aufzuweisen hat. Vorbei an der niedrigen Mauer des Gertrudenhofes, vorbei an der Kirchhofsklinde, vorbei an den Weiden, die der Herzog eben für die Pferdemärkte herrichten läßt, kommen wir an das Heiligengeisttor und durch dasselbe.

Nun sind wir in der Stadt. Wollen wir die lange Straße entlang gehn oder über den Wall? Der eigentliche Wall freilich ist bis auf einige Reste abgetragen, und an seine Stelle sind Anlagen getreten. Aber einladend sind sie nicht. Schweine und Ziegen treiben sich darin herum, und die böse Oldenburger Jugend schneidet aus den jungen Bäumen und Sträuchern Stöcke. Wir ziehen es deshalb vor, in die Stadt selbst zu gehn. Aber wir tun gut, unsere Neugierde zu zügeln und vor die Füße zu sehen, denn das Pflaster ist schlecht. Hier und da sind Bänke vor den Häusern angebracht, Treppen und Vorbauten — „Ausluchten“ — gebaut, Bäume angepflanzt und sogenannte Drecksästen aufgestellt. Wie wird es hier erst am Abend sein? Zwar sehen wir hier und da Straßenlaternen stehn, aber wir können uns ungefähr vorstellen, wie es mit ihrem Lichte bestellt sein wird. Ihre Kästen sind aus Blech, und nur zwei ihrer kleinen Blechscheiben haben ein rundes Loch mit einem Stücke Glas daran. Aber sehen wir uns einmal die Häuser an. Sie sind niedrig und einstöckig, einige wenige stattliche Häuser ausgenommen. Die meisten Häuser haben mächtige

Einfahrtsthüren. Klein sind die Fenster, mit denen das Haus nach der Straße hinaussehend. Hier und da hängt ein Stiefel über der Türe, ein Hufeisen, ein Schlüssel, ein hölzerner Käse, eine Teebüchse oder etwas ähnliches; das ist das Aushängeschild. Kopfschüttelnd betrachten wir das Mauerwerk. Alle Häuser sind in Fachwerk gebaut. In welcher Gefahr schwebt die Stadt, wenn einmal Brand ausbrechen sollte! Aber einer der Bürger, dem wir unsere Besorgnisse schildern, weiß uns zu beruhigen. Er führt uns in sein Haus, zeigt uns auf dem Boden den Brandeimer, der mit der Nummer des Hauses versehen ist, und erzählt uns von den zahlreichen Einrichtungen, die Oldenburg getroffen hat, die Stadt vor Feuergefahr zu bewahren.

Die Langestraße führt uns an dem dreieckigen Rathause vorbei, das der unvergessene Anton Günther hat bauen lassen. Wir erreichen den Marktplatz, der erst kürzlich seine jetzige Größe erhalten hat. Der alte Kirchhof, der früher die Kirche umgab, ist eingegangen; wo früher der Grabgesang erklang, da hört man jetzt das Feilschen der Marktleute. Wir betrachten uns den Markt näher. Da sehen wir den unförmigen, hölzernen Glockenturm, in dem die Glocken hängen, und den Schandpfahl oder „Raak“, an dem Übeltäter ausgestellt werden, damit sie den Kirchgängern zum abscheulichen Beispiele dienen.

In der Nähe der Kirche ist das Gymnasium, wie die alte Lateinschule seit 1792 genannt wird. Einladend sieht es nicht aus. Die Klassen sind niedrig und dunkel; vielfach kann man nur durch ein anderes Klassenzimmer den Zugang erreichen. Je zwei Klassen haben nur einen Ofen. Da unter der ersten Klasse die Küche des Nebenhauses ist, so herrscht hier oft ein solcher Rauch, daß der Unterricht ausgesetzt werden muß. Die Enden der Balken sind angefault, und das ganze Gebäude ist geradezu lebensgefährlich.

Wir gehen weiter und wenden uns dem Schlosse zu, das hoch über die niedrigen Gebäude der Stadt hinwegragt. Es ist bei weitem nicht so groß wie das heutige Schloß. Der Flügel am Walle fehlt, und wo jetzt der neue Anbau steht, da sieht man einen schmucklosen Bau aus der dänischen Zeit. Aber dem Herzoge Peter bietet es Raum genug. Im Erdgeschoße hat er sogar der Bibliothek, die er vor zehn Jahren in Hannover angekauft hat, sowie der neubegründeten Gemäldesammlung Zimmer eingeräumt. Wir sind jetzt in der Nähe des Dammtores und stanno noch dem „blauen Hause“, der Haltestelle der Post, einen Besuch ab. Es ist mit Schiefer gedeckt; daher der Name. Eben kommt die Post von Bremen an. Es ist ein Ereignis; denn nur zweimal in der Woche kann man nach Bremen fahren. Ein Vergnügen aber ist es nicht, und eben wird erzählt, daß auf den schlechten Wegen zwischen Oldenburg und Delmenhorst der Postwagen umgeworfen worden

ist. Wir verzichten also auf das Vergnügen für 1 Rt. 18 Grote — für jene Zeit eine große Summe — nach Bremen zu fahren, gehn in die Stadt zurück und machen einen Rundgang um die Wälle. Da, wo der Wall auf einem mächtigen Bogen die Gunte überschreitet, in der Nähe der jetzigen Post, nehmen wir eine Weile Platz auf einer Bank. Über die weiten Guntwiesen schweift der Blick in die Ferne, wo der Kirchturm von Berne sichtbar wird. Vorbei an dem alten Schlosse führt uns der Weg an jene Stelle, wo der erste Herzog, Friedrich August, vom Schlage getroffen, sterbend zusammenbrach. Noch stehen an dieser Seite des Walles keine Häuser. Jenseits des Stadtgrabens breitet sich eine sumpfige Niederung aus, die Dobben. Nicht lange, und wir haben das Heiligengeistthor wieder erreicht, rufen dem brummigen Torschreiber einen fröhlichen Abschiedsgruß zu und verlassen die Stadt.

9. Der Domshof zu Bremen.

Zweites Bremer Lesebuch. B. 5. Aufl. Bremen, 1883.

Unter den öffentlichen Plätzen der Stadt Bremen ist der Domshof der schönste und größte. Er ist von ansehnlichen Gebäuden umgeben. In der Mitte desselben befindet sich ein etwas erhöhter, länglich-runder, mit festgestampftem Wesersand geebener Platz, der mit Saumsteinen eingefast und etwa 150 Schritte lang und 55 Schritte breit ist. Rings um diesen innern Raum führt ein gepflasterter Fahrweg, und vor den Häusern sind schöne breite Trottoirs.

In früheren Zeiten sind auf dem Domshof oft ritterliche Kampfspiele oder Turniere gehalten worden; auch zu großen, festlichen Aufzügen wurde er vielfach benutzt, namentlich wenn mächtige Fürsten Bremen mit ihrem Besuch beehrten, oder wenn ein neugewählter Erzbischof seinen Einzug hielt.

Oftmals ist aber auch der Domshof der Schauplatz bürgerlicher Unruhen gewesen, ja selbst Hinrichtungen schwerer, zum Tode verurteilter Verbrecher haben hier stattgefunden. So wurde die Giftmischerin Gesche Margarete Gottfried im Jahre 1831 auf einem hohen Schafott, welches vor dem St.-Petri-Waisenhause stand, enthauptet.

Jetzt dient der weite, schöne Platz noch oft zur Ausstellung großer Festzüge, die entweder hier ihren Anfang nehmen oder auseinandergehen. Zur Feier eines vaterländischen Gedenktages pflegen auch wohl die Soldaten auf diesem Raume eine große Parade zu halten.

Der Domshof ist seiner weiten Ausdehnung wegen ganz vorzüglich dazu geeignet, eine große Menge von Verkaufsgegenständen nebeneinander auszubreiten, damit die Käufer sie bequem überschauen können.

Daher werden auf demselben auch die großen Holzmärkte abgehalten. Am Sonnabend vor Ostern und am Sonnabend vor Pfingsten, sowie auch noch an zwei Montagen im Juni und Juli kann man hier eine Menge von Holzsaen zum Verkauf aufgestellt sehen, die zu den verschiedensten Zwecken verwendbar sind. Da findet man für Haus und Küche allerlei notwendige Dinge: Waschröge, Eimer, Baljen, Bürsten, Leitern u. s. w. Da liegen neben den Schubkarren und kleinen Wagen gewaltige Haufen von Bohnenstangen, und neben den Gartenbänken und Stühlen sind viele hölzerne Spielsachen ausgebreitet.

Aber einmal im Jahre kennt man den Domshof fast nicht wieder. Ganz verändert sieht er aus, wenn im Freimarkt eine Bude neben der anderen erbaut ist, und man möchte meinen, daß in unglaublich kurzer Zeit dort eine kleine Stadt entstanden wäre. Bude reiht sich an Bude, und zwischen denselben bilden sich bequeme Gassen. Hunderte, ja Tausende von Leuten wandern dann die Reihen auf und ab, um all die schönen Sachen, die in so verlockender Weise ausgestellt sind, zu besehen und vielleicht einige davon zu kaufen. Auch für den Feinschmecker ist gesorgt durch die vielen Kuchenbuden; und auch diejenigen, die gern ihren Augen eine Freude machen, finden in den Schaubuden allerlei Sehenswertes.

Die Kinder eilen aber gewiß zuerst nach dem Karussell, um dort das weitausgreifende Pferd oder den grimmigen Löwen zu besteigen und mit dem Degen Partie zu stechen. Kleinere Mädchen setzen sich jedoch lieber in einen Wagen und fahren aus, während der große Bruder reitet. Das ist ein Vergnügen!

Aber wie bald sind die schönen Freimarktstage zu Ende! Die Buden werden ebenso schnell, wie sie aufgebaut wurden, auch wieder abgebrochen. Die ganze Herrlichkeit ist verschwunden, und der weite, schöne Domshof zeigt nun wieder seine frühere Gestalt.

10. Eine Dampfschiffahrt nach Bremerhaven.

Bremisches Lesebuch. 2. Teil. Bremen, 1885.

Seitdem die Eisenbahn Bremen mit Bremerhaven verbindet, macht man die Reise von einer dieser beiden Städte nach der anderen gewöhnlich zu Lande. An schönen, warmen Sommertagen zieht jedoch mancher für diese Fahrt das Dampfschiff vor. Freilich dauert die Reise dann etwa dreimal so lang; aber sie ist dafür auch viel angenehmer. Zwar sind die Ufer der Unterweser längst nicht so schön wie die der Oberweser; wir treffen weder Berge noch Wälder; dennoch erfreuen uns mannigfache Abwechslungen.

Von Bremen aus dampfen wir zuerst an dem Dorfe *Woltmershausen* (am linken Weserufer) vorüber; dann sehen wir rechts in einiger Entfernung vom Weserdeiche das Kirchdorf *Walle*; links erblicken wir die *Rablinghauser Kirche*, welche fast ganz durch eine Reihe stattlicher Linden verdeckt wird. Derselben gegenüber, am rechten Ufer, befindet sich der Eingang zu dem Freihafen und dem Hafen am „*Waller Wied*“. Zur Linken folgt alsdann *Lankenau*, zur Rechten das Kirchdorf *Gröpelingen*. Dieses liegt auf einer Düne, welche sich in nordwestlicher Richtung fortsetzt.

Jetzt wendet sich unser Schiff nach Norden, und bald sind wir an der „*Langen Bucht*“. Dieselbe können wir aber nicht mehr befahren, sondern müssen die neue Weserstrecke benutzen, welche in fast gerader Richtung von *Lankenau* bei *Seehausen* vorbei nach *Hafenbüren* läuft. Die Ausgrabung dieses neuen Weserbettes, mit der Hunderte von Arbeitern mehrere Jahre beschäftigt waren, ist im Jahre 1885 vollendet worden.

Zur Rechten liegt uns nun *Oslebshausen*. Dieses Dorf hat eine sehr freundliche Lage; an der *Gröpelinger Seite* erblicken wir die Anhöhen der Düne, weiter stromabwärts ein kleines Gehölz, dazwischen hübsche Landhäuser mit schönen Gartenanlagen, im Hintergrunde die Strafanstalt mit ihren schlanken Türmen.

Seehausen ist eins der ältesten Dörfer des bremischen Gebiets; seine kleine Kirche wurde vor etwa 700 Jahren erbaut. Bald sehen wir zur Linken das oldenburgische Dorf *Altenesch* im *Stedingerlande*, zur Rechten *Mittelsbüren* mit der *Mutterlosen Kirche*. Dieselbe führt diesen Namen, weil sie weit ab von ihrer Mutterkirche, der Kirche von *Altenesch*, liegt.

Nach Nordosten hin eröffnet sich uns jetzt eine hübsche Aussicht. Vor uns liegt die große „*Fläche des Werderlandes*“; dieselbe wird nach Osten hin von dem Kirchdorfe *Grambke* und von *Burg*, gegen Norden von *Lesumbrook* am Deiche der *Lesum* begrenzt. Jenseit der *Lesum* liegt auf einer Anhöhe die *Lesumer Kirche*, deren schlanker Turm uns schon von *Lankenau* aus sichtbar war. *Lesumbrook* gegenüber liegt das liebliche *St. Magnus*. Auf dem hohen Ufer der *Lesum* erblicken wir eine Reihe stattlicher Landhäuser, umgeben von herrlichen Gartenanlagen und Baumgruppen.

Wir fahren an *Niederbüren* vorbei und nähern uns dem freundlichen Städtchen *Vegeesack* am rechten Weserufer. Die Weser nimmt hier auffallend an Breite zu; von der linken Seite ist sie durch die *Dchtum*, von der rechten durch die *Lesum* gespeist worden.

Die Schiffsglocke ertönt; unser Schiff bewegt sich langsamer und immer langsamer vorwärts. Jetzt hat es den Anleger erreicht. Mehrere



Passagiere steigen aus, andere steigen wieder ein. Die Schiffsglocke gibt das Zeichen zur Abfahrt; das Rauschen der Räder beginnt von neuem, und das Schiff setzt sich wieder in Bewegung. Unser Blick bleibt auf das steile, hohe Flußufer zur Rechten gerichtet, das mit hübschen Gartenanlagen geschmückt ist. Bald aber wird das Ufer flacher, und unser Blick reicht wieder weiter; rechts vor uns liegt das von Bremern häufig besuchte Kirchdorf Blumenthal mit seinem schönen Gehölz.

Begefac war der letzte bremische Ort; von jetzt an haben wir rechts preussisches, links oldenburgisches Gebiet. Unter den Ortschaften, die wir von hier bis Bremerhaven noch berühren, sind die beiden oldenburgischen Städte Elsflcth an der Mündung der Hunte und Brake die bedeutendsten.

Die Weser nimmt allmählich an Breite zu. Nicht weit von Bremerhaven entfernt, treffen wir die größte Weserinsel, die Luner Plate, bekannt durch ihre Fettweiden. Diese Insel gehört größtenteils zum Großherzogtum Oldenburg. Nachdem wir die Insel hinter uns haben, suchen unsere Blicke das Ziel unserer Reise, und siehe da: dort zeigt sich der Mastenwald! Bremerhaven liegt vor uns.

Je mehr wir uns demselben nähern, desto unruhiger wird das Wasser. Ein frischer Nordwind wälzt von Zeit zu Zeit eine Welle so heftig gegen das Schiff, daß ein regenähnlicher Guß über das Vorderdeck schlägt.

Bald haben wir die Mündung der Geeste erreicht; unser Schiff wendet sich und läuft in diesen Fluß ein.

Die Schiffsglocke verkündet unsere Ankunft.

Wir verlassen das Schiff und eilen zunächst an den Hafen. Da liegen die mächtigen, stolzen Seeschiffe! Wie große schwimmende Häuser erscheinen sie uns. Einige von ihnen sind mehr als dreimal so lang als das Rathaus zu Bremen.

Ein reges Leben herrscht überall am Hafendamm. Hier sind Hafenarbeiter beschäftigt, ein Schiff zu löschen, dort, eins zu beladen. Matrosen aus den verschiedensten Ländern und Völkern sind hier anzutreffen: Engländer, Amerikaner, Spanier, Franzosen, Russen, Italiener, selbst Türken und Neger.

Die Stadt Bremerhaven gehört zu den jüngsten unter den deutschen Städten. Sie wurde erst 1827 durch den Bremer Bürgermeister Johann Schmidt gegründet.

II. Am Jadebusen.

Bucholz: Aus dem Oldenburger Lande. Oldenburg, 1889.

Es ist zur Ebbezeit. Eine graue Fläche breitet sich vor uns aus, theils Sand, theils fetter Schluff, in dem die Sonne sich spiegelt. Keine

Spur von Vegetation, nur Haufen von Algen oder Seegras, welche die Miesmuschel mit einem Gewirr von Fäden übersponnen hat, liegen hier und dort zerstreut, wo der Zufall der Wellenbewegung sie gerade hingetragen hat. Noch strömt in zahlreichen Riefen, wie das Blut aus dem Ader-system zum Herzen, das Wasser der Mitte zu, an deren tiefster Stelle es sich sammelt. Aber den Schiffen, die noch mit günstigem Fahrwasser über den feichten Grund zu den Seelen zu gelangen hofften, ist das tragende Element bereits unter dem Riele verlaufen, und geduldig legen sie sich auf dem Trocknen zur Seite. Alles ruht wie im Banne des Todes. Schweigsam lassen sich Scharen von Strandvögeln auf dem Abzugsplatze nieder, welchen die Ebbe ihnen gedeckt hat, die Silbermöwen mit dem weichen Gefieder und dem grauen Kopfe, die kleine Seeschwalbe mit den zierlich geschweiften Flügeln, die rotbeinigten Austerfischer, die Tüten und die Regenspeifer mit dem goldnen Krage am Halse und der flötenden Stimme, mit welcher sie dem Landmanne den Regen künden, und die auch der Städter kennt, wenn sie im Frühjahre oder Herbste auf ihren Wanderzügen nächtlicherweile die Stadt umkreisen, deren Gaschein sie anlockt. Allerlei Getier hat das ablaufende Wasser überrascht, ängstlich rennen verspätete Krebse hin und her, um in irgend einer Spalte einen Unterschlupf zu finden; es wimmelt auf dem feuchten Sande und dem Schlamme von Würmern und klaffenden Muscheln, und auch der Mensch darf nicht fehlen, um an dem Raubzuge teilzunehmen, der auf der entblößten Fläche tagaus, tagein gegen das niedere tierische Leben bereitet wird. Jene dunklen Punkte, die mit bedeutender Schnelligkeit über das Watt sich fortbewegen, sind Schlitten, auf deren Brett ein Mann mit dem Knie sich stützt, während er mit dem freien Beine hinten ausholend das Gestell vorwärts schiebt. In jenen aus Weiden geflochtenen Zäunen, die in einen spitzen Winkel zulaufen und in einen zweiten kleineren Korb endigen, zappeln Garneelen und Butte, die zur Flutzeit behaglich auf dem Meeresgrunde lagen und durch das zurückströmende Wasser in die Fänge geführt sind, aus dem der arglistige Fischer jetzt seine Beute herausholt.

Bald aber wechselt die Szenerie. An der Grenze der Südsee hat sich der Wellenberg erhoben, der mit rasender Geschwindigkeit den Indischen Ozean durchheilt, um das Südkap Afrikas in den Atlantischen tritt, jetzt an den Küsten Neufundlands brandet und zurücklaufend durch den Kanal und um Schottland herum in der Nordsee sich vereinigt, um mit geminderter Kraft in die Buchten und Strommündungen einzutreten. Wie ein frischer Luftzug durchweht es die Atmosphäre, ein rauschender Ton geht hoch oben durch die Luft. Auf den tiefer gelegenen Watten am Rande der See zeigt sich weißer Schaum, und

näher und näher steigt die Flut durch die enge Öffnung in den Busen, zuerst gierig in unregelmäßigen Windungen die Rinnen und Meeresbäche anfüllend und dann langsamer über die ebenen Ufer nach allen Seiten sich ausbreitend. Die Regenpfeifer eilen raschen Laufes dem Strande zu, und gesättigt flattern die Möwen in die Luft. Jetzt erwacht das ungezählte Volk der kleinen Seetiere, das tief verborgen in Sand und Schlick der Ruhe der Erwartung gepflegt hatte. Wie freudig drängt und schaukelt es sich in dem belebenden Strome, den das gütige Meer über das abgestorbene Wattensfeld von neuem ergießt. Schon hat die Flut das zurückgebliebene Schiff erreicht, es legt sich gerade, ein Ruck, und es hebt sich, und es wird Zeit, den Anker zu lichten und die Segel zur Weiterfahrt einzusetzen. Alles Land ist verschwunden, und das Wasser hat Besitz ergriffen von dem Gebiete, das soeben noch feste Erde zu sein schien.

12. Ein bremisches Bauernhaus.

Bremisches Lesebuch. 2. Teil. Bremen, 1885.

In früherer Zeit war unser Land noch nicht durch hohe Deiche geschützt wie jetzt. Fast in jedem Frühjahr wurden dann die Ländereien vom Wasser überschwemmt. Um sich gegen das Wasser zu schützen, erbauten unsere Vorfahren ihre Wohnungen auf kleinen Anhöhen (Warfen). Auch jetzt steigt das Wasser der Weser zuweilen noch so hoch, daß es über die Deiche läuft, ja, bei Hochwasser können sogar die Deiche brechen, und dann wird das Land überflutet wie früher. In den niedrig gelegenen Gegenden unseres Gebiets werden daher die Häuser noch auf Warfen erbaut.

Gar stattlich sehen auf dem Lande die hochgelegenen Bauernhäuser aus. Es sind große einstöckige Gebäude, meistens mit Stroh oder Rohr gedeckt. Ein großer gewölbter Torweg führt auf die geräumige Lehm-diele. Über der Thür findet man häufig eine Inschrift; denn unsere Vorfahren hatten die schöne Sitte, das Haus mit einem passenden Spruche zu zieren. An der einen Seite der Diele sind die Ställe für das Hornvieh, auf der anderen Seite die Pferdeställe eingerichtet. Aus diesen Ställen führen neben der Hauptthür zwei kleine Thüren ins Freie. Im hinteren Teile des Hauses befinden sich die Wohn- und Schlafräume für die Familie. Die Schlafräume wurden früher nur durch verschließbare Bretterverschläge (Alkoven — Kojen) gebildet, welche sich in der Wohnstube zur Seite des Ofens befanden. Das sind aber ungesunde Räume zum Schlafen, weil dieselben nicht ordentlich gelüftet werden können. Jetzt werden meistens geräumige Kammern als Schlafstätten

benutzt. Die Dienstboten schlafen in Alkoven oder in kleinen Kammern neben der Diele.

Eine Küche gab es früher in einem bremischen Bauernhause nicht; statt derselben diente das „Flett“ (die Bordiele) mit dem Feuerherd in der Mitte. Das Flett war früher mit kleinen runden Steinen gepflastert, die so gelegt waren, daß sie regelmäßige Figuren bildeten. Von dem Flett aus führte nach jeder Seite des Hauses eine kleinere Tür (die „Seitentür“) ins Freie. Diese beiden Türen finden sich noch jetzt; die kleinen Pflastersteine aber sind aus den meisten Häusern verschwunden; an ihre Stelle sind die glatten „Fliesen“ oder auch „Rotsteine“ getreten.

Um den Feuerherd fand man früher an Winterabenden die ganze Familie versammelt. Neben dem Herde saß meistens die fleißige Hausmutter, um von hier aus alles im Hause zu überwachen. Jetzt ist auch das anders geworden. Es sind Küchen gebaut, und die Wohnstuben und Kammern sind meistens so angelegt, daß man von denselben aus die Diele, das Vieh und die Arbeit der Dienstboten beaufsichtigen kann. Das Haus hat ein hohes Giebeldach. Unter demselben wird der größte Teil der Feldfrüchte gelagert. Was hier keinen Platz findet, wird in die Scheunen gebracht, welche in der Nähe des Hauses stehen. Auf dem Dache des Hauses oder der Scheune nistet der heimische Storch gern. Neben dem Hause steht gewöhnlich ein Ziehbrunnen; und in entlegeneren Ortschaften findet man unweit des Hauses einen Backofen, da bäckt der Bauer sein Brot noch selbst. Die Hinterseite des Hauses ist durch mächtige Linden oder Eichen geschützt. Hinter dem Hause ist ein kleiner Blumengarten angelegt. An diesen grenzt ein Gemüsegarten und oft auch ein großer Obstgarten. Der Garten ist von einer Dorn- oder Hainbuchenhecke umgeben. Das ganze Gehöft eines bremischen Bauern hat ein freundliches Ansehen; nur der große Düngerhaufen vor der Tür sieht nicht hübsch aus.

13. Ein Tag auf dem Marschhofs.

Hermann Allmers: Marschenbuch. 2. Aufl., 1875.

Es ist frühmorgens. Die alte Hausuhr auf dem Vorplatze schlägt eben fünf. Aber seit länger als einer Stunde schon sind die Hofbewohner munter. Denn es ist die Zeit vor Ostern, und da gibt es viel zu schaffen. Noch ist die Arbeit des Winters nicht ganz beendet, da drängen auch schon wieder die Geschäfte des Frühjahrs. — Auf der Diele dreschen vier Tagelöhner das letzte Korn; eine Magd schlägt die Garben um und schwingt dann und wann selbst den Flegel mit. Die andere Magd hat gemolken und trägt eben die Milch zur Küche. Auf dem

Herde flammt unter dem Kessel ein Feuer: die Morgensuppe wird gekocht. Grüte oder heiße süße Milch oder auch Buttermilchsuppe, in welche Schwarzbrot gebrockt wird, ist die gewöhnliche Morgenkost.

Aus dem Stalle dringt Lärm. Die Pferde wiehern, rasseln an der blechbeschlagenen Krippe und scharren auf dem Stallpflaster. Der Großknecht schilt laut mit dem „Swepenjungen“, denn schon seit zehn Minuten hat die alte braune „Lotte“ kein Futter mehr in der Krippe. Auch der Sohn des Hausherrn tritt in den Stall, sieht alles nach und hilft redlich mitschelten.

Aber plötzlich ertönt ein Zauberwort: „Kinkamen, wat eten!“ Eine Magd steckt ihren Kopf aus der halbgeöffneten Thür zum Vorplatz und ruft's mit heller Stimme. — Der Taktschlag der Drescher verstummt; mit eiligen, klappernden Schritten geht's nach der Gesindestube. In wenigen Minuten sitzen alle um die große dampfende Zinnschüssel. Der Großknecht schneidet von einem mächtigen Schwarzbrot dicke Stücke. Schnell ist die Schüssel vollgebrockt und nun alles in vollem Essen; kaum ein Wort wird gewechselt. — Was noch übrig bleibt, bekommt der Hofhund, der Liebling des Großknechts.

Nun geht's wieder zu Stall und Scheuer. Die Krippen sind leer gefressen. Die Pferde werden angeschirrt und eingespannt, zwei vor den Wagen, auf welchen ein paar Eggen und ein Sack mit Saatgerste geladen sind; die anderen schleppen die Pflüge. Auf dem Saatsfelde führt der Sohn den einen Pflug, der Großknecht den anderen. Jeder ist mit vier Pferden bespannt, die ein Junge treibt.

Während die hier ihr Werk beschaffen, macht daheim der Hausherr, der nun auch aufgestanden ist, in Flausrock, Zipfelmütze und Pantoffeln einen Rundgang durch Diele, Stall und Scheune. Da er hier alles in Ordnung findet, nimmt er den „Klubenstock“ oder „Pattstock“ auf die Schulter, draußen einmal nach dem „Zeug“ zu sehen. Die Hausfrau aber sieht nach Küche und Keller, zählt die Töpfe mit der frisch eingeseihten Milch und stellt die jüngste Magd zum Aufwaschen der Baljen an. Dann setzt sie sich in die warme Wohnstube, Wolle zu spinnen zu Strümpfen für den Herrn und den lieben Sohn.

Doch uns behagt es im Freien besser; wir folgen lieber den Schritten des Alten.

Er hat sich zuerst nach seiner Weide gewendet. Eben setzt er den Klubenstock in einen Graben und springt, noch recht rüstig für sein Alter, hinüber. Noch ein Graben kommt, und diese Wiese nun gehört ihm. — Allerlei Jungvieh ist schon draußen: seine dreijährigen Ochsen aber, die ihm zum nächsten Herbst in England gute, blanke Guineen einbringen sollen, die sind noch daheim. Auch die Milchkühe und Kälber sind noch im Winterfutter. Aber prächtiges Gras steht schon auf der

Weide, und ein herrliches Wetter ist heute! Wenn das so anhält, so — denkt er — soll vor Maitag noch alles bis auf das letzte Kalb hinausgejagt werden.

Er setzt wieder über einen Graben und gelangt zum Ackerfelde, wo der Sohn eben in langsamen, breitspurigen Schritten den Samen auswirft. Der Junge folgt ihm mit der Egge, während der Großknecht noch den einen Pflug lenkt.

„Na, wo geit't jo dermit?“ fragt der Alte.

„God, Herr; dat Land ward klar. Vor Middag krieg ickt rum.“

„Paßt man god up!“

„Ja, Herr,“ ruft der Großknecht noch zurück.

Nachdem er noch einige Worte mit dem Sohne geredet, wendet er sich wieder heimwärts. Vorher aber spricht er einmal im Wirtshaus ein. Man muß doch auch wissen, wieviel gestern in der Stadt der Roggen gekostet hat! Vielleicht ist auch ein Käufer für die fetten Schweine im Dorfe. Und ein kleiner „Magenbitterer“, den die Frau Wirtin immer bereit hält, ist auch nicht zu verachten. Er erhöht den Appetit für das Mittagsmahl.

Unterdes sind die Pflüger heimgekehrt. Die Pferde wühlen eifrig in den vollen Krippen. Punkt zwölf Uhr ertönt's wieder: „Kinkamen, wat eten!“ Alle eilen an den Brunnen, Hände und Gesicht zu waschen. — Auf dem Tische der Gesindestube dampft ein wahrer Berg von Klößen, Kartoffeln und Wurzeln. Auf einer anderen Schüssel ziehen leckere Speckstreifen das Auge an. Der Großknecht führt wieder den Vorsitz. Er schneidet das Brot und teilt den Speck herum. Aller Augen sind auf ihn gerichtet. Neben ihm sitzt der zweite Knecht; dann kommen die Jungen, dann die Tagelöhner. Auf der anderen Seite der Tafel sitzen die Mägde.

Der Nachmittag hat wieder seine vollen Geschäfte; aber er ist einformiger. Bis zwei Uhr ist Rastzeit. Das liebe Vieh muß doch auch seine Ruhe haben! Auch die Knechte und Drescher ruhen sich aus. Dann beginnt das Arbeiten von neuem. Von der Diele her rollt jetzt das Getöse der Staubmühle. Das letzte Korn soll heute noch herein auf den Boden.

Während die Pflüger auf ein anderes Ackerfeld ziehen, reinigt der Kleinknecht daheim die Ställe, sichtet den Düngerhaufen, der jedes echten Bauern Stolz ist, und trägt Streu und die Abfütterung herbei. Eine Magd hilft ihm mit in Stall und Diele. Eine andere scheuert die blinkenden Zinn- und Kupfergeräte und bereitet dann das Abendessen. Die Hausfrau sitzt am Spinnrocken, und der Herr macht sich im Gemüsegarten hinter dem Hause allerlei zu schaffen. Der will mit dem nahenden Frühling ja auch nebenbei in Ordnung gebracht sein! Späterhin steht

der Alte auch wohl mit der Kreide und dem Streichbrett in der Hand auf der Diele, das Korn „aufzumessen“.

So wird's Abend. Das Pferdegetrappel auf dem Pflaster des Hofes meldet die Ackerleute. Auch die Bodentreppe knarrt nicht mehr unter den schweren Tritten der Drescher, die eben den letzten Sack Roggen hinaufgebracht haben. Bald sitzen die Leute wieder um die Schüssel mit der Abendmilchspeise.

Der kleine Rest des Abends wird in verschiedener Weise hingebracht. Die Tagelöhner verlassen den Hof. Am schnurrenden Spinnrad in der warmen Gesindestube sitzen die Mägde. Der eine Junge schält in der Ecke auf morgen Kartoffeln oder schneidet Futterrüben; der andere dreht zu allerhand Gebrauch Laue aus Berg zusammen. Auf dem Futterboden knarrt noch die Häckselbank unter den Tritten des Grobknechts. Er muß noch sein Quantum Häcksel schneiden für den kommenden Tag. Bald aber kommt auch er zu den anderen herein, zündet sich die kurze Pfeife mit den prächtigen Pferdeköpfen an und greift dann zu einem Buche voll schöner Geschichten.

Auch in der Wohnstube drüben sitzt man traulich um die Lampe, und die Stimme eines Vorlesers ertönt, zuweilen vom Gespräch unterbrochen. — Mit dem Schlag zehn begibt sich alles zur Ruhe. Tiefe Stille herrscht jetzt in dem weiten Hause. Nur die sorgsame Mutter macht noch einen späten Rundgang, überall nach Licht und Feuer zu schauen. — So ist ein Tag auf einem Marschhose.

14. Das Teufelsmoor.

Bremisches Lesebuch. 2. Teil. Bremen, 1885.

Die Nordgrenze des bremischen Gebiets bildet die Wumme oder Wümme. Überschreitet man dieselbe, so gelangt man in den Regierungsbezirk Stade, welcher zu der Provinz Hannover gehört. Nicht sehr weit von der Wumme liegt der Weyherberg. Von dem Gipfel dieses Hügels blickt man gegen Nordosten in das große Teufelsmoor hinein.

Das Teufelsmoor ist eine große Niederung, die nördlich bis Bremervörde, östlich bis Fischerhude und westlich bis Osterholz reicht. Durch das Teufelsmoor schlängelt sich die Hamme, ein Nebenfluß der Wumme. Vor hundert und mehr Jahren war diese ganze Gegend ein großer Sumpf; jetzt findet man daselbst eine Menge Dörfer, deren Bewohner zum Teil sehr wohlhabend sind. Fast nirgends auf der Geest sind so viele stattliche Bauernhäuser wie im Teufelsmoor. „Aber wie ist das möglich,“ fragst du, „in einer solchen Sumpfgegend?“

Nun höre! Kluge Menschen kamen auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei, den Sumpf trocken zu legen. Sie gruben Kanäle und leiteten das schmutzige Moorbwasser teils in die Hamme, teils in die Oste, und siehe da: nach und nach gelang es, das Land zu entsumpfen, und nun bauten sich hier viele Leute an. Man nannte dieselben Moorkolonisten und die Dörfer, die allmählich entstanden, Moorkolonien. Der Mann, der am meisten dafür getan hat, das Teufelsmoor urbar zu machen, hieß Findorf. Er ließ einen breiten Kanal graben; derselbe heißt noch jetzt nach ihm Findorf-Kanal. Auf dem Wenherberge hat man diesem verdienstvollen Manne ein Denkmal errichtet. Aber wovon nähren sich denn die Moorkolonisten? Auf dem sumpfigen Moorboden wächst ja nichts als Torfmoos, Heidkraut und dergleichen. Sie graben Torf und verkaufen ihn. Sie gewinnen denselben auf zweierlei Weise. Ist das Moor ziemlich trocken, so kann er „gegraben“ werden. Die abgestochenen „Soden“ werden an der Sonne getrocknet, und der Torf ist fertig. Dieser Torf sieht hellbraun aus, brennt leicht, gibt aber wenig Hitze. Darunter liegt die schwarze Moorerde. Dieselbe wird ausgegraben, geknetet und in Soden geschnitten. Die Soden werden in kleinen Haufen aufgestellt und an der Luft getrocknet. Diese Sorte heißt Backtorf; er brennt schwerer als der hellbraune, gibt aber mehr Hitze. Den fertigen Torf bringt der Torfbauer in kleinen Schiffen aus den Kanälen über den Kuhgraben nach Bremen, oder er fährt in die Hamme, dann in die Lesum, darauf bei Begejaß in die Weser und dann die Weser hinauf bis Bremen. Im östlichen Teile des Teufelsmoors wird der Torf aus den Gräben und Kanälen in die Oste und dann die Oste hinunter nach Bremer vörde gefahren. Wo die Kanäle fehlen, da gräbt der Moorkolonist nur so viel Torf, wie er selbst gebraucht; denn er kann denselben sonst nicht verwerten. Hier muß er sich auf andere Weise ernähren. Er brennt im Frühjahr die oberste Schicht des Moores ab und säet in die warme Asche Buchweizen. Durch dieses Abbrennen des Moores entsteht der Moorrauch, der bei uns oft wochenlang die Luft verpestet. Erst wenn auch hier Kanäle angelegt sind, wird das Moorbrennen aufhören. Ist das Moor aber abgetorft, so kommt man auf Sandboden. Auf den Sand wirft der Moorkolonist die oberste Schicht des Moores. Dadurch entsteht ein fruchtbarer Boden. In diesen Boden wird Gras und Korn gesät. So verschwindet das Moor nach und nach, und an der Stelle desselben entstehen üppige Wiesen und Kornfelder.

15. Der Hasbruch.

Bremisches Lesebuch. 2. Teil. Bremen, 1885.

Die nähere Umgebung der Stadt Bremen hat zwar prächtige Gärten und üppige Wiesen und Kornfelder, aber kühle, schattige Wälder suchen wir vergebens. Aus dem Grunde machen die Bremer oft Ausflüge nach den naheliegenden Wäldern der Nachbarländer. Besonders häufig wird der Hasbruch im Großherzogtum Oldenburg besucht.

Der Hasbruch ist einer der größten und schönsten Wälder Deutschlands. Er liegt etwa 3 Meilen westlich von Bremen in der Nähe von Hude. Am leichtesten ist er mit dem Eisenbahnzuge zu erreichen. Man fährt von Bremen aus über Huchtingen und Delmenhorst bis Gruppenbüren oder Hude. Von hier aus gelangt man in kurzer Zeit an den uralten, prächtigen Wald. Eine feierliche Stille empfängt uns beim Eintritt in denselben. Die kühle Waldluft erquickt uns nach dem Gange in der brennenden Sonnenhitze. Das dichte Laubdach über uns verbreitet tiefen Schatten, und nur hier und da vermögen die Sonnenstrahlen hindurchzudringen. Der Boden ist mit Moos und Laub bedeckt und wird selten trocken; ja, in nasser Jahreszeit wird derselbe vielfach so sumpfig, daß die meisten Stellen unzugänglich sind. Je weiter man in den Wald kommt, desto größer wird die Dunkelheit, von desto älteren Bäumen sind wir umgeben. Selbst am hellen Tage herrscht hier eine schwache Dämmerung. Viele der alten Bäume fallen durch ihre sonderbaren Formen auf. Sie sind verkrüppelt, gespalten, ineinander verwachsen, oft halb oder ganz niedergestreckt. Manche von ihnen sind von Efeu und Moos umrankt und wachsen nur noch kümmerlich fort. Andere sind längst verdorrt, und ihre weißen Stämme ragen wie Leichensteine aus dem Waldesgrün hervor. Die größte Merkwürdigkeit des Hasbruchs bilden seine uralten Eichen, von denen mehrere über 1000 Jahre alt sind. Wohl hat der Blitz ihnen tiefe Wunden geschlagen und der Sturm ihre Kronen gebrochen, aber immer noch stehen sie fest und unbeweglich da, und wir blicken mit Scheu und Bewunderung zu diesen Riesen auf. Die größte und schönste Eiche ist die „Amalieneiche“, nach einer oldenburgischen Prinzessin so genannt. Welch ein gewaltiger Baum! Der Stamm hat einen Durchmesser von 3 m. Fünf erwachsene Personen sind kaum im Stande, denselben mit ausgespannten Armen zu umfassen. Tief in die Erde streckt der Baum seine starken, knorrigen Wurzeln. Die Äste sind wie riesige Arme ausgebreitet. Jeder von ihnen könnte schon als stattlicher Baum gelten. Als einmal einer derselben herunterbrach, hatten vier Pferde Mühe, ihn vom Platze zu bringen. Und solcher Bäume gibt es mehrere hier. Manche dieser alten Baumriesen sind hohl und teilweise oder

ganz abgestorben; nur die mächtigen Stümpfe zeugen noch von ihrer einstigen Größe. Der merkwürdigste Baum dieser Art ist „de holle Eck“, in deren Innern acht Personen Platz haben.

Wenn diese alten Bäume zu reden verständen, so könnten sie dir manches aus längst vergangenen Zeiten erzählen. Wie viele Menschengeschlechter sahen sie kommen und vorübergehen! Aber auch ihre Zeit wird kommen, da sie fallen. Nur einer wird bleiben. Du kennst ihn, dessen Jahre nicht gezählt werden können.

16. Der Pfiff.

Poppe: Am Lebensborn. Gesammelte Gedichte. Oldenburg und Leipzig, 1897.

Leibkutscher war der Alte
Beim sel'gen Großherzog;
Er wußte gut zu fahren
Vom Bocke, frei und hoch.

Zwei prächt'ge Hengste waren
Des Herzogs Leibgespann;
Nur einer konnt' sie lenken,
Der Alte war der Mann.

Doch hatt' er die Gewohnheit,
Wenn's Paar zu wild ausgriff,
Daß er's zur Ruhe brachte
Mit einem einz'gen Pfiff.

Sie gingen dann bedächtig,
Beruhigt auf der Stell',
Sobald den Pfiff sie hörten,
Melodisch, fein und hell.

Der Pfiff war unbeschreiblich,
Musik fürs Pferdeohr,
Allein dem sel'gen Herzog
Kam er plebejisch vor.

„So laß er doch das Pfeifen,
Es klingt fürwahr nicht fein!“
— Wohl, Königliche Hoheit,
Inskünftig laß' ich's sein. —

Hei, wie die Hengste laufen
So leicht, egal und glatt!
Der Herzog schmunzelt freundlich,
Er sieht sich nimmer satt.

Doch schneller, immer schneller
Greift aus das wilde Paar,
Sie sausen durch die Lüfte,
Im Winde fliegt ihr Haar.

Die Leut' am Wege sagen:
„Das geht fürwahr nicht gut;
Die Hengste werden flüchtig,
Sie schäumen schon vor Wut!“

Wie sich auch müht der Alte,
Er bringt sie nicht zur Ruh';
Bedenklich schaut der Herzog
Dem toll'n Jagen zu.

Es wird ihm immer länger
Bei solcher wilden Jagd:
„Kerl, hat er denn die Pferde
Nicht mehr in seiner Macht?!“

— Wohl, Königliche Hoheit;
Doch wer ist schuld daran?
Es ist mir ja verboten,
Zu pfeifen dann und wann. —

„Zum Ruckuck dann, so pfeif er In Gottes Namen zu, Nur bring' er auf der Stelle Die Hengste mir zur Ruh'!“	Ein einz'ger Pfiff ertönet, Melodisch, fein und hell; Die Hengste sind beruhigt, Besänftigt auf der Stell'.
---	--

Der Pfiff war unbeschreiblich,
 Musik fürs Pferdeohr,
 Kam auch hinfort dem Herzog
 Nie mehr plebejisch vor.

17. Kommt in die Marsch!

Germann Allmers: Marschenbuch. 2. Aufl. 1875.

Kommt, Freunde, flieht der Stadt Gewühl,
 Kommt in mein stilles Marschenland,
 Da weht die Luft so frisch und kühl
 An meines Stromes grünem Strand.
 Zwar schaut ihr nicht Gebirg und Wald,
 Nicht Felsgestein und Wasserfall,
 Doch lieblich ist der Aufenthalt
 Auf meines Deiches hohem Wall.
 Von oben schaut ihr dort die Flut
 Und dort ins weite Land hinein,
 Und schön ist's, wenn die Gegend ruht
 Im goldnen Sommersonnenschein,
 Wenn mächtig sich das Weideland
 Voll hunder Kinderherden dehnt,
 Mit seines Moores dunklem Rand
 An heidebrauner Höh' gelehnt,
 Wenn feierlich vom Dörflein her
 Des Sonntags Glockenläuten klingt,
 Wenn froh aus blauem Äthermeer
 Des Frühlings Lerchenjubel dringt,
 Wenn ruhig, breit und glanzzerhell't
 Der Strom durch seine Ufer zieht,
 Und rechts und links ein üppig Feld
 Von Rohr bedeckt sein Strandgebiet,
 Wenn ferne weiße Segel ziehn
 Und leuchten hell im Sonnenschein,
 Wenn munter jagend der Delphin
 Bald auf, bald nieder taucht in Reih'n,

Wenn's leise flüstert tief im Rohr,
Das seine braunen Häupter neigt,
Wenn silberglänzend draus hervor
Die weiche, graue Weide steigt —
Ja, ihr vergeßt Gebirg und Wald
Und Felsgestein und Wasserfall,
So lieblich ist der Aufenthalt
An meines Deiches hohem Wall.

18. Mein Heimatland.

Georg Rujeler, aus: Pleitner: Heil Dir, o Oldenburg! Oldenburg, 1901.

Ich stand auf hohem Deiche
Und sah hinaus aufs Meer;
Da kamen aus weiter Ferne
Viel stolze Schiffe her.
Ich sah zurück in die Lande,
Da lachte die Marsch mich an:
„Sieh, was der tapf're Frieße
Durch schweren Kampf gewann.“
O Segen den Fluren und Schutz
dem Strand:
Schirm' Gott dich, teures Heimat-
land!

Ich schritt durch Ahrenfelder
Die hohe Geest hinauf,
Ich folgte durch grüne Auen
Verschlungner Flüsse Lauf,
Ich fuhr mit schnellem Schiffe
Hinab den Weserstrom
Ich wallte im heißen Sommer
Zum kühlen Buchendorn,
Ich sprach an schmucker Seen Rand:
„Wie schön bist du, mein Heimat-
land!“

Ich stand auf brauner Heide,
Die Luft war klar und warm,
Es lag die Welt so stille,
Als wie in Gottes Arm.
Ein Denkmal alter Zeiten,
Umspielt vom Sonnenschein,
Ragt unter starken Eichen
Empor der Hünenstein.
So fest wie Stein und Eiche
stand,
Steh du, mein teures Heimatland!

Ich sah in fernen Gauen
Vom hohen Fels ins Tal,
Sah weite Lande liegen
Im schimmernden Sonnenstrahl.
Wie schön sie mir erschienen,
Doch zog ich wieder fort
Und rief aus frohem Herzen:
„Gegrüßt an Meeres Bord,
Du Land, wo meine Wiege stand,
Mein Oldenburg, mein Heimat-
land!“

19. Plattdütische Sprak.

Friedrich Freudenthal: Aus Niedersachsen. Ein Volksbuch. I. Bremen, 1893.

Plattdütische Sprak, min Mudder-
sprak,

Du leewste mi von alle Spraken,
Einfach von Lud un weef von Klang,
In Freud so froh, in Leed so bang,
Min Wegenleed, min Starwesang,
Wenn ins dat Hart mi braken!

Plattdütische Sprak, ol Sassenprak,
Se willt di uut de Wold verdriven.
Doch lat jüm man, dat is blos
Land —

Wi Lüd' von Elv und Werferkant,
In Marsch un Moor un Heideland
Sind plattdütisch 'born, willt platt-
dütisch bliwen!





A n h a n g

für Schulen des deutschen Nordwestens.

(Quinta.)

I n h a l t:

Nr.	Seite	Nr.	Seite
1. Der Ursprung des Klosters zu Rastede	1	10. Wangerooze	23
2. Sagen vom Neuenburger Urwald	2	11. Der Besuch auf dem Pachtthofe	26
3. Hude	5	12. Der Musketier und sein Hauptmann	29
4. Die Oldenburger bei Le Mans	6	13. Der kostbare Stuhl	30
5. Die Weser	7	14. Das Mondlicht liegt auf bleicher Heid'	31
6. Vom höchsten Punkte zwischen Unterelbe und Unterweser	12	15. Der träumende See	31
7. Der Zwischenahner See	17	16. Erhebe deine Schwingen	32
8. Die Watten der Nordseeküsten	18	17. Die Dörplock	32
9. Das Steinhuder Meer bei Rehburg	20		

I. Der Ursprung des Klosters zu Rastede.

Bucholz. Aus dem Oldenburger Lande. Oldenburg 1889.

In der von seinen Vätern ererbten Grafschaft, welche Rüstingen, Stedingen, Ammerland und ein gut Stück von Sachsen bis zu der Holsaten Land umfaßte, saß der alte Graf Huno, der Sohn des Markgrafen Udo und der Gräfin Ida, mit seinem Weibe Willa und seinem einzigen Sohne Friedrich. Noch stand kein festes Schloß zu Oldenburg, und es war keine Hauptkirche in ganz Ammerland, außer in Wiefelstede. Aber Huno und die Seinen waren mildtätigen Sinnes, und um der Not des Gottesdienstes abzuhelpen, gründeten sie die Dorfkirche zu Rastede, dem heiligen Ulrich zu Ehren. Als nun die Kirche mit schönen Gebäuden fertig war, ließ der Graf absonderlich für sich und seine Gemahlin eine Kapelle unter dem Chore erbauen, der heiligen Anna zu Ehren, der Mutter Mariens, wohin die Gatten sich still im Gebet zurückzogen, wenn sie der Last der weltlichen Geschäfte enthoben waren.

Zu dieser Zeit ereignete es sich, daß der Kaiser einen Reichstag aller Fürsten und Herren nach Goslar entbot. Das Alter und der Eifer frommer Werke jedoch verhinderten den Grafen Huno, dieser Einladung Folge zu leisten, weshalb Neider ihn als Treulosen bei



seinem Landesherrn verleumdeten. Eine neue Ladung erging an ihn zugleich mit der Aufforderung, einen starken Kämpfer mitzubringen, der nach Friesenart mit dem Kämpfer des Kaisers stritte. Des Kaisers Kämpfer aber war ein großer Löwe, dem man wenig Kost gereicht hatte, um ihn desto grimmiger gegen seinen Feind zu machen. Als nun der Graf mit seinem Sohne im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit im Lager des Kaisers ankam, befahl dieser dem jungen Manne, des Vaters Unschuld durch einen Kampf mit dem wilden Tiere zu erweisen. In schmerzlicher Bestürzung flehte der alte Graf zu Gott, daß er ihm, wie einst dem Abraham, seinen Sohn erhalten möge. Er tat ein Gelübde, zu Ehren der heiligen Jungfrau ein Kloster zu bauen, falls sein Sohn aus dem Rachen des Löwen wunderbarlich sollte errettet werden.

Graf Friedrich aber ging mutvoll in den Kampf und besiegte den Löwen, indem er ihm einen Strohmann vorhielt, auf welchen die Bestie losjprang, worauf er ihr das Schwert in die Seite stieß. Mit offenen Armen empfing der Kaiser den Tapferen, hängte ihm den Kriegsgürtel um und beschenkte ihn mit einem Ringe und verschiedenen Gütern in Westfalen. Graf Huno wurde wieder in seine Grafschaft eingesetzt und von aller Lehnspflicht befreit.

Dank erfüllt begann der Graf jetzt den Bau des Klosters in Rastede und stiftete dabei ein Kollegium von Weltgeistlichen, das er mit reichlichen Gütern bedachte. Dann starb er und wurde mit großer Feierlichkeit im rechten Umgange des Klosters vor dem Altare Johannes' des Täufers begraben. Kranke, die ihn hier zu besuchen kamen, wurden durch Wunder geheilt. Gräfin Willa beschloß ihr Leben in frommen Andachtsübungen und wurde neben ihrem Gatten beigesezt. Ihr Sohn Friedrich vollendete den Bau des Klosters. Er starb im hohen Alter.

2. Sagen vom Neuenburger Urwald.

Poppe. Zwischen Ems und Weser. Oldenburg und Leipzig. 1888.

Der Neuenburger Urwald ist reich an Sagen. So wird über die Entstehung des Urwaldes folgendes erzählt:

Tausend Jahre mag es her sein, da lebte im Neuenburger Schlosse ein Graf, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Eines Tages, als er, der Jagdlust frönend, ein Reh verfolgte, blieben seine Ritter und Knappen hinter ihm zurück. Wo jetzt die Jungfernbrücke ist, konnte das Reh nicht weiter, ermattet und traurig, wie um sein Leben flehend, blickte es den Grafen an. Dieser aber holte schon mit seinem Speere zum tödlichen Wurf aus, aber siehe da, das Reh ist im Nu verschwunden, und an seiner Stelle steht ein Weib in schneeweißem Ge-

wande, schön wie die Sonne. Lange, goldene Haare flossen über den schneeweißen Nacken, und große, himmelblaue Augen schauten den Grafen so treuherzig und bezaubernd an, daß der Speer seiner Hand entsank. In sich gefehrt, träumend und weltvergessend fanden ihn bald die Ritter und Knappen; aber die weiße Frau war verschwunden und nirgends zu finden.

Traurig ritt der Graf heim, aß, trank und schlief nicht, brachte aber den ganzen Tag bei der Brücke zu, wo er vergebens auf das Wiedererscheinen der weißen Frau wartete.

Endlich verschrieb er sich mit Leib und Seele dem Teufel, der ihm dafür die weiße Frau zum Weibe verschaffte. Nur zwei Jahre sollte die glückliche Ehe, der auch ein Prinz entsproß, dauern; alsdann wollte der Teufel, wie es in dem Höllenpakt in aller Form abgemacht war, den Grafen holen. Als die Frist verstrichen war, stellte sich auch pünktlich um Mitternacht der Höllenfürst ein und packte den Grafen am Genick, um mit ihm zur Hölle zu fahren. Vergebens schriem Mutter und Kind, vergebens bat der Graf, ihm nur noch zu einer Aussaat und Ernte Zeit zu geben, erst als auch die Gräfin, die nicht von ihrem geliebten Manne lassen wollte, sich dem Bösen förmlich verschrieb, gewährte er die erbetene Frist.

Aber was half ihnen das! Näher und näher rückte der verhängnisvolle Tag. Traurig und ratlos schlich der Graf umher.

Da begab es sich eines Tages, daß er auf dem Felde einen pflügenden Bauern antraf. „Was willst du dort säen?“ fragte der Graf. „Eicheln,“ antwortete der Bauer. „Was?“ sagte der Graf, „wann gedenkst du denn davon zu ernten?“ „Ja, sehen Sie, Herr Graf,“ erwiderte der Bauer, „ich für meine Person habe zwar genug, aber ich muß auch für meine Kinder und Kindeskinde sorgen. Wenn nun zu einer Bauernstelle ein ordentlicher Busch gehört, dann ist der Grunderbe geborgen. Handelt es sich dann um die Abfindung der abgehenden Kinder, so wird nur ein Teil Eichen umgeschlagen und verkauft, und die Summe ist zur Stelle, ohne daß der Grunderbe etwas davon merkt. Darum säet ein echter Bauer, der für seine Stelle sorgt, Eicheln.“

Köstlich! dachte der Graf; was man nicht alles von einem Bauern lernen kann! Jetzt werde ich schon mit dem Bösen fertig werden!

Andern Tages mußten alle Bauern sämtliche gräfliche Ländereien im Hofdienst umpflügen und mit Eicheln besäen.

Als nun am bestimmten Tage der Schwarze wieder kam, um den Grafen und seine Frau beim Worte zu nehmen, lachte ihm dieser ins Gesicht und sagte: „Oho, so haben wir nicht gewettet! Ich habe nur Eicheln ausgesäet, und die sind erst eben angekommen und noch lange

nicht reif.“ Verblüfft stand der betrogene Teufel da und ergab sich in die Rolle des Fuchses, dem die Trauben zu hoch hängen.

„An einem Grafen ist mir nichts gelegen,“ polterte er. „Ich habe von der Sorte bereits genug in der Hölle. Geh denn meinetwegen frei aus, deine schöne Frau wird dir die Hölle schon heiß genug machen.“

Fort fauste er durch die Luft, und ein langer Feuerstrom, gleich einem Kometenschweife, folgte ihm. Der Graf lebte mit seiner holdseligen Frau noch manches Jahr froh und glücklich im Neuenburger Busch, den er gesäet hatte. Als sie endlich starben, konnten sie weder in den Himmel noch in die Hölle kommen und müssen nun solange im Walde umgehen, als er steht. Wohl mancher hat nachts im Mondenschein die weiße Frau bei der Jungfernbrücke gesehen, und den Grafen kann man in stürmischer Nacht als wilden Jäger durch den Wald jagen hören.

In neuerer Zeit spielt folgende Sage:

Von Bockhorn nach Neuenburg führt ein einsamer Waldpfad. Geht man diesem Wege nach, so kommt man bald an eine Brücke, wo es nicht ganz geheuer ist. In mond hellen Nächten tanzen hier die Waldjungfrauen, und die Brücke heißt deshalb die Jungfernbrücke. Nun geschah es einmal, daß um Mitternacht ein vorwitziger Bursche, soeben von einem fröhlichen Gelage kommend, des Weges wanderte. In übermütiger Weinlaune unterfängt er sich, die Nymphen zu necken und herauszufordern. „Heraus, ihr Jungfern,“ ruft er, „euer Waldgott ist hier!“ — Keine Nymphe erscheint; da untersteht er sich gar zu pfeifen, daß es laut durch den Wald gelst. Auf einmal erhebt sich ein unheimliches Brausen in den Eichenwipfeln, drei Nymphen, in weiße Nebelschleier gehüllt, umkreisen ihn, ziehen auch ihn in den schwindelnden Wirbel des Tanzes, versetzen ihm endlich eine derbe Ohrfeige und verschwinden darauf sichernd im Gebüsch. Dem Burschen gruselt's, und ohne zu wissen wohin, wankt er fort. Aber wunderbar, alles erscheint ihm jetzt verdreht und vertauscht. Wenn er der Nase nachgehn will, so strauchelt er, bald wollen die Beine, bald will der Kopf nicht mit fort. Auf gut Glück geht er vorwärts, bis er endlich erstaunt vor dem noch erhellten Wirtshause anlangt, das er vor einer Weile verlassen hat. Mit vieler Mühe findet er die Treppe hinauf in die Gaststube, wo seine lustigen Genossen noch zechend um den Tisch sitzen. Als sie ihn erblicken, fahren sie erschrocken zurück; denn sein Kopf sitzt verkehrt auf dem Rumpfe, das Gesicht rückwärts gewandt. Nachdem sich der erste Schreck gelegt, dringen sie mit Fragen in ihn, und er erzählt sein Abenteuer. Nach langem Beraten und Sinnen kommt man auf den Einfall, der Arme müsse da Heilung suchen, wo er den

Schaden geholt. Zwar sträubt sich anfangs der Unglückliche, den Weg nach der Brücke noch einmal zu machen, nach vielem Zureden faßt er sich jedoch ein Herz und geht fort. Als er bei der Brücke angekommen ist, ruft er mit verstellter Stimme dieselben Worte wie vorhin. Nicht lange währt es, und die Jungfrauen umschweben ihn wieder, reißen ihn in ihren Wirbel, daß ihm Hören und Sehen vergeht, versetzen ihm schließlich eine Ohrfeige und schlagen sich mit Lachen seitwärts in die Büsche.

Wunderbar erleichtert, wenn auch mit singenden Ohren, kommt der Bursche zu seinen Kumpanen zurück, die ihn mit lautem Jubel umringen, denn die nochmalige Ohrfeige hatte alles wieder ins Gleiche gebracht, die Nase saß ihm wieder nach vorn gewandt.

3. Hude.

Drittes Bremer Lesebuch. B. 5. Aufl. Bremen, 1885.

Hude liegt auf einem Vorsprung der Geest, traulich versteckt im Grün der hohen Tannen, Eichen und Buchen. Zu Hude befinden sich die malerischen Ruinen eines ehemals berühmten Zisterzienser-Mönchsklosters, das um das Jahr 1236 gegründet und 1536 und 1538 vom Bischof Franz von Münster zerstört wurde. Von dem mächtigen Klostergebäude selbst, das einst 300 Mönchszellen hatte, ist keine Spur übrig als ein Teil des alten Kellers und darüber das Küchengebäude, jetzt in ein Wirtshaus verwandelt. Von der gotischen Kirche sind indes noch schöne, bedeutende Reste erhalten. In einem Winkel des wunderschönen, waldigen Parks ragen die hohen, roten Trümmer aus dunklem Tannengrün empor, reich umbuscht und hier und dort prächtig mit üppigem Efeu bewachsen. Die meisten Mauern sind leider eingestürzt, so daß man nur mit Mühe den Grundriß der Kirche herausfindet. Überall liegen unförmliche, mächtige Mauerstücke; hohe Tannen haben sie mit ihren Wurzeln umkrallt, selbst mitten im Schiffe der Kirche heben sie hoch ihre dunkeln Wipfel empor, ringsum kühles, ernstes Gedämmert verbreitend. Eine Tanne ist umgesunken, so daß sie von einem Steinblock zum andern eine grüne Brücke bildet, während sie mit ihrer Krone doch wieder emporwächst. Den ganzen trümmerbesäeten Boden überzieht eine reiche Pflanzendecke; hier und dort stehen tiefgrüne Schattenpflanzen; manch einsame Waldblume schlägt vom Moosgrunde ihr schönes Auge zum Himmel auf, und wo der Sonnenschein länger ruhen kann, leuchtet die purpurne Erdbeere auf grünem Polster. Es ist ein rechter Ort zum stillen Träumen und Dichten.

Das Hauptstück der Ruine ist eine wohlerhaltene Pfeilerreihe, die noch ihre ganze mächtige Mauerfläche trägt und die Scheidung zwischen

dem Hauptschiffe und dem südlichen Nebenschiffe bezeichnet. Von der äußeren Umfassungsmauer dagegen stehen außer einem Stück, das noch eine enge, sehr ausgeschliffene Wendeltreppe enthält, und einem Stück des Chors nur spärliche Reste. Jenes Stück Mittelschiff genügt aber vollkommen, um die einstige Größe, Schönheit und Bedeutsamkeit dieses interessanten Bauwerks aufs lebendigste ahnen zu lassen.

4. Die Oldenburger bei Le Mans.

Pleitner. Oldenburg im neunzehnten Jahrhundert. II. Oldenburg 1900.

In den ersten Tagen des neuen Jahres (1871) kam aus dem großen Hauptquartier der Befehl an den Prinzen Friedrich Karl, den General Chanzy abermals anzugreifen. Die Franzosen waren mehr als dreimal so stark wie die Deutschen. Die Witterung, erst Frostwetter, dann Tauwetter und strömender Regen, war sehr ungünstig. Dazu kam, daß das von hohen Wallhecken durchschnittene Gelände jeden Fernblick unmöglich machte. Nach einem kleinen Gefechte bei Billeporcher (5. Januar), wurde vom 10. bis 12. Januar die dreitägige Schlacht bei Le Mans geschlagen, in die am 12. Januar auch die Oldenburger eingriffen.

Eine fesselnde Darstellung dieses Teils der Kämpfe gibt ein Vehtaer in einem Schreiben vom 20. Januar.

„Die Vorstadt von Le Mans,“ so berichtet er, „fanden wir geräumt, nur hier und da lugte ein altes Frauen- oder Mannesgesicht, wie mir nachher eingefallen ist, etwas listig um die Ecke. Wir weiter. Als wir, um eine Straßenecke biegend, den Anfang der eigentlichen Stadt passierten, begrüßte uns aus allen umliegenden Häusern, aus allen Fenstern und Türen ein fürchterliches Kleingewehrfeuer. Wir stuzten; aber schon schlägt einer von unseren Trommlern Sturm, und mit Hurra geht es drauf, der Kugeln nicht achtend, über eine große Brücke in die Stadt. Fenster und Türen werden eingeschlagen. Alles niedergemacht, erschossen, erstochen. Die zweite Kompagnie, der Hauptmann an der Spitze, ging weiter, um den Bahnhof zu nehmen. Die Franzosen, auf einen solchen Angriff nicht gefaßt, hielten sich ruhig oder ließen sich gefangen nehmen. Wir kamen ungehindert bis an den Bahnsteig. Aber da ging's los; wir wurden von einem Kugelregen begrüßt, der nicht stärker hätte sein können. Auf mich und zwei Kameraden schoß ein Kerl in der Entfernung von zwei Schritten sein Gewehr ab. Ich hatte ein paar echte Münsterländer bei mir. „Du verfluchte Snieder!“ und links und rechts regnete es derbe Backenstrieche auf meinen armen ‚Franzos‘ nieder, daß ihm Hören und Sehen vergingen, — gewiß eine gnädige Strafe. Auf dem Bahnhofe hielten

mehrere geheizte Lokomotiven. Ein Zug mit etwa einem Bataillon Mobilgarde setzte sich in Bewegung. Wir mit Hurra hinein und schießen links und rechts durch die Wagenfenster, konnten aber leider die Lokomotive nicht mehr erreichen; der Zug fuhr ab, aber mit ihm wohl mancher Tote. Ganze Haufen ohne Ordnung rannten hinterher, denen in der Eile kein Platz vergönnt gewesen. Sie wurden teils niedergemacht, teils gefangen, teils entkamen sie. Aber immer weiter. Auf der Chaussée hielt ein großer Wagenzug von ungefähr dreihundert Wagen. Obgleich die Bedeckungsmannschaften sowie selbst die Fuhrleute sich tapfer verteidigten, er wurde genommen. Immer noch Feuer aus den nicht genommenen Stadtteilen; jedes Haus mußte genommen werden, jeder focht auf eigene Faust.“

5. Die Weser.

Drittes Bremer Lesebuch. 6. Auflage. 1894.

„Ich kenne einen deutschen Strom, der ist mir lieb und wert vor allen.“ So singen wir in einem bekannten Liede zum Preise des Weserstromes, und nicht ohne Grund. Der hochgepriesene Rhein hat seine Quellen auf schweizerischem Boden und seine Mündungen in Holland; die mächtige Donau verläßt bei Passau das Deutsche Reich; Elbe und Oder fließen anfangs auf nichtdeutschem Boden, und die Weichsel gehört nur mit ihrem Unterlaufe Deutschland an. Die Weser aber ist vom Ursprunge bis zu ihrer Mündung ein rein deutscher Strom, und an ihren Ufern wohnen seit uralten Zeiten rein deutsche Stämme.

Die Quellflüsse der Weser sind Werra und Fulda. Jene kommt vom Thüringer Walde, diese entspringt auf dem Rhöngebirge. Bei der kleinen Stadt Münden bilden diese beiden Flüsse durch ihre Vereinigung die Weser, welche nach einem Laufe von 450 km unterhalb Bremerhavens sich in die Nordsee ergießt. Auf der Strecke von Münden bis Minden fließt die Weser im Gebirgslande, von Minden bis zur Mündung durch die norddeutsche Tiefebene. Jene Strecke kann man den Oberlauf, diese den Unterlauf der Weser nennen.

Das Wesertal von Münden bis Minden ist eine der schönsten Gegenden unseres Vaterlandes. Die Berge zur Rechten und Linken, welche den Gesamtnamen „das Wesergebirge“ führen, sind zwar nicht hoch und haben nicht den Schmuck der Weinreben; aber auf ihren Gipfeln und an ihren Abhängen rauschen prächtige Laubwälder, und in den offenen Talgründen liegen blühende Städte und freundliche, wohlhabende Dörfer, umgrünt von Wiesen und reichen Saaten.

Am Oberlauf des herrlichen Stromes fesselt zunächst die Stadt

Mü n d e n unsere Aufmerksamkeit. Der Name des Ortes kommt ohne Zweifel von der Lage an dem Zusammenflusse zweier Flüsse her. Schön bewaldete Berge umgeben das enge, aber liebliche Tal, in welchem die Stadt sich ausdehnt. Zahlreiche Gärten, mit Lusthäusern geschmückt, umschließen mit ihrem Blumensflore die Stadt und geben ihr ein ungemein freundliches Ansehen. Unterhalb Mündens engen bewaldete Höhen das Wesertal immer mehr ein. Wo auf dem linken Ufer die Diemel sich in die Weser ergießt, liegt das freundliche Karls h a f e n, dessen breite, gerade Straßen erkennen lassen, daß es in der neueren Zeit — im Anfange des 18. Jahrhunderts — gegründet wurde. Das benachbarte Dorf Herstelle erinnert mit seinem Namen an das Heerlager, welches Karl der Große hier im Jahre 797 bezog, und in welchem er, von seinen Söhnen und Edlen umgeben, das Weihnachts- und Osterfest feierte.

Von Karls h a f e n ab beginnt der schönste Teil des Weserlaufes. Auf der linken Seite des Flusses erstreckt sich nach Westen hin eine ausgedehnte Hochebene. Auf ihr erheben sich nur wenige bedeutende Gipfel, wie z. B. der sagenreiche Kötterberg. Er ist 500 m hoch und ein vielbesuchter Aussichtspunkt. In seinem Innern, so berichtet der Volksmund, birgt er Gold und Schätze, die einen armen Mann wohl reich machen könnten, wenn er dazu gelangte. Aber gewaltige Riesen verscheuchen die armen Leute, wenn sie in die Höhlen des Berges einzudringen suchen. Und der einzige, den ein Königsfräulein mit Hilfe der Springwurzeln hineinführte, ein friedlicher Schäfer, vergaß drinnen das beste, die Springwurzeln. Krachend schlug das Tor hinter ihm zu, und er konnte nicht wieder hineinkommen.

Weiter stromabwärts erhebt sich zur Linken des Stromes in schöner Umgebung das alte Städtchen Hörter mit seinen schlanken Türmen.

Von Hörter aus führt eine prächtige Allee von alten Kastanienbäumen in einer Viertelstunde an die Tore von Corvey. Diese alte, berühmte Abtei, im Jahre 822 unter Kaiser Ludwig dem Frommen durch die rege Tätigkeit seiner Mönche gegründet, wurde eine Segensquelle für das ganze Sachsenland, ja für den ganzen Norden von Europa; denn von hier aus drangen die Glaubensboten bis tief in die Länder der heidnischen Dänen und Schweden, um diesen das Evangelium zu bringen. Unter ihnen leuchtet vor allen die Gestalt des heiligen Ansgar hervor, der mit Recht der „Apostel des Nordens“ genannt wird. Er beschloß im Jahre 865 sein segensreiches Leben als Erzbischof von Bremen, wo ihm tausend Jahre nach seinem Tode im Angesicht der Kirche, die seinen Namen trägt, ein würdiges Denkmal errichtet worden ist.

Das große, weitläufige Abteigebäude zu Corvey mit seinen Zellen, Kreuzgängen und seiner Kapelle erregt noch heute die Aufmerksamkeit der Besuchenden. Bemerkenswert ist auch die große Bibliothek daselbst, in welcher Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des herrlichen Liedes: „Deutschland, Deutschland über alles“, als Verwalter seinen Lebensabend beschloß.

Vorbei an dem betriebsamen Holzminden mit seiner Bau-
gewerkschule und seinen Fabriken fließt die Weser durch ein weites,
grünes Gelände, bis bei Polle die Felsen dicht an den Strom
herantreten. Die Straße am linken Ufer, auf der einen Seite vom
Flusse, auf der andern von der Bergwand eingefast, führt an der Stein-
mühle, auch Teufelsmühle genannt, vorbei, die wie ein Schwalbennest
an den schroff abstürzenden Felsen zu kleben scheint. Bald kommt der
mächtige Eckberg in Sicht, der mit seinem hohen Aussichtsturm auf
die kleine Stadt Bodenwerder herabschaut.

Nun ist das alte, sagenberühmte Hameln nicht mehr fern. Diese
Stadt hat eine herrliche Lage. Auf der einen Seite weichen die Berge
weit zurück, an der andern tritt der steile Klüt fast dicht an den Strom
heran. Der Klüt ist mit schönen Wäldern und Anlagen bedeckt; auf
seiner Spitze thront ein mächtiger Aussichtsturm. Von diesem aus
hat man eine der schönsten Ansichten im ganzen Wesertal. Vom
Fuße des Berges führt eine Kettenbrücke über die Weser nach der
altertümlichen Stadt Hameln. Letztere enthält viele merkwürdige
Giebelhäuser. Das schönste unter diesen ist das alte Hochzeitshaus,
welches das Bremer Rathaus an Größe übertrifft. Unter den Kirchen
ist die größte und prächtigste die alte Münsterkirche. Viele Fremde
besuchen im Sommer die Stadt, um ihre Merkwürdigkeiten zu besehen
und sich an ihrer schönen Umgebung zu erfreuen. Von den Beschäf-
tigungen der Einwohner verdient die seit alter Zeit bestehende Lachs-
fischerei besondere Erwähnung.

Unterhalb Hamelns bildet das breite Wesertal eine der frucht-
barsten und schönsten Landschaften in ganz Deutschland. Besonders
die rechte Seite dieser wahrhaft „goldenen Aue“ ist reich an Natur-
schönheiten. Dort ragt als blauer Bogen der mächtige Süntel empor,
der mit dem majestätischen Hohenstein im Westen abschließt. Dieser
Berggipfel mit seiner schroffen Felsenstirn bietet eine entzückende Aus-
sicht und wird deshalb auch viel besucht. In den wilden Schluchten
des Süntels, nördlich vom Hohenstein, vernichtete Wittekind ein frän-
kisches Heer, wovon der „Blutbach“, der aus dem Süntel zur Weser
hinabfällt, seinen Namen erhalten haben soll. Die Fortsetzung des
Süntels nach Westen hin führt den Namen „Weserkette“. Sie ist
schön gegliedert und enthält eine ganze Reihe herrlicher Aussichts-

punkte. Die bekanntesten darunter sind die Paschenburg und die Luhdener Klippen. Von diesen Klippen, so genannt, weil sie nach der Flußseite fast senkrecht in die Tiefe führen, überschaut man das weite Tal, durch das sich wie ein silbernes Band die Weser in fortwährenden Krümmungen dahinschlängelt. Wie ein grüner Teppich breiten sich die Felder zu beiden Seiten aus, durchschnitten von baumbeschatteten Landstraßen, die von einem freundlichen Dörfchen zum andern führen. Am linken Ufer der Weser sehen wir das Städtchen Rinteln sich erheben und dahinter in blauer Ferne das Lippe'sche Gebirge, von dem bei sehr klarem Wetter das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg herüberschaut.

Jetzt wendet sich der Strom der westfälischen Pforte entgegen. Zur Rechten dieser tiefen Weserscharte erhebt sich der Jakobsberg, zur Linken der bedeutend höhere Wittelindsberg. Von diesem aus, geschmückt mit dem Kaiser Wilhelms-Denkmal, hat man einen prächtigen Blick auf das uralte Minden und darüber hinaus eine weite Fernsicht in die norddeutsche Tiefebene.

Die Ufer der Weser werden nun reizloser. All die Höhen verschwinden, und nur hin und wieder treten langgestreckte Geestrüden nahe an den Fluß heran, wechselnd mit fruchtbarem Marschgelände, welches der Strom im Laufe der Jahrtausende durch seine Überschwemmungen schuf. Schon bei der Stadt Nienburg tritt der Marschboden in ansehnlicher Breite auf. Weiterhin begleiten mächtige Deiche den vielfach gewundenen Flußlauf, um das dahinter liegende Acker- und Wiesenland vor unzeitiger Überflutung zu schützen. Zur Rechten und Linken finden wir große, wohlhabende Dörfer mit schlanken Kirchtürmen. In der Nähe Verdens vereinigt sich die Aller mit der Weser. Sie ist der mächtigste Nebenfluß derselben und vermehrt ihre Gewässer, die nun breiter dahinfluten, um ein Bedeutendes.

So nähert sich der Strom dem altherwürdigen Bremen, der wichtigsten unter allen Städten an der Weser. Es ist Handel und Schifffahrt, was der Stadt von alters her Ansehen und Bedeutung verschafft hat. In einigen Hauptstraßen der Altstadt reiht sich ein Kaufmannshaus an das andere, und an der Weser liegen Reihen von Packhäusern, die von unten bis oben mit Tabak und Baumwolle, mit Kaffee und Reis gefüllt sind. In dem großen Freihafen im Westen der Stadt, der 2 km lang ist, liegen Schiffe aus allen Erdteilen, und die Kräne auf den Ufermauern sind fortwährend in Tätigkeit, um die Schiffe zu löschen oder zu laden. Am Ufer dehnen sich breite Speicher in fast unabsehbaren Reihen aus. Hier stapelt der Kaufmann auf, was seine Schiffe aus fernen Ländern herbeischaffen. Die Waren aus den weiten Vorratskammern Amerikas, vom Kaplande und von

Australien, die Schätze Indiens und der reichen Sundainseln strömen hier zusammen, um nach dem Innern Deutschlands und den benachbarten Ländern geführt zu werden. Was in den verhältnismäßig stillen Straßen der Stadt nicht zum Ausdruck kommt, tritt hier dem Fremden deutlich vor Augen: Bremen ist eine Seehandelsstadt von hervorragender Bedeutung.

Das verdankt die Stadt dem Strome, der sie mit dem zehn Meilen entfernten Meere verbindet. Aber erst durch die Tatkraft und den Unternehmungsgeist der Bürger Bremens ist der Weserstrom in jüngster Zeit wieder eine wichtige Wasserstraße geworden. Noch vor wenigen Jahren wälzte er seine Fluten langsam in breitem Bette in starken Krümmungen dahin. Sandbänke und Untiefen traten der Schifffahrt hindernd in den Weg, und nur Fahrzeuge von 1 bis 2 m Tiefgang konnten bis zur Stadt heraufkommen. Mit dem ungeheuren Kostenaufwande von 30 Millionen Mark hat Bremen die sogenannte Weserkorrektur ausgeführt. Die „lange Bucht“, eine große Krümmung unterhalb der Stadt, wurde beseitigt, indem ein neues Flußbett in gerader Richtung gegraben wurde. Große Bagger vertieften das Fahrwasser, indem sie ungeheure Mengen Sand herauschafften, Dämme aus Reisigbündeln, mit Steinen beschwert und mit Sand hintergeschüttet, engten den Fluß ein und zwangen ihn, in raschem Laufe dem Meere zuzueilen. Es sollte dadurch nicht nur eine allmähliche Versandung der ausgebagerten Fahrrinne verhindert werden, die rasche Strömung sollte noch mehr Sand vom Boden des Flusses mit fortführen und dadurch das Bett weiter vertiefen. Der Erfolg blieb nicht aus. Wenn die Flut jetzt die Wassermassen in der Weser stromauf drängt, zeigt der Fluß bei Bremen nahezu 6 m Wassertiefe. Große überseeische Dampfer des Norddeutschen Lloyd von 100 m Länge können nun bei günstigem Wasserstande im Freihafen vor Anker gehen, und dem überseeischen Handel ist damit der Weg gebahnt bis an die Tore der Stadt Bremen.

Auf ihrem Wege von Bremen bis zur Mündung nimmt die Weser an der Nordgrenze des kleinen Freistaates rechts die Lesum, links die Dichtum auf und berührt darauf am rechten Ufer die kleine bremische Hafenstadt Vegesack, die am Abfall der hohen Geest eine ungemein freundliche Lage hat. Von der Höhe der Dünen aus blickt man hinab auf den Spiegel des Flusses, auf dem Seeschiffe, Flußdampfer und leichte Bote dahingleiten, während jenseits des Flusses die grüne Ebene des durch hohe Deiche geschützten Stedingerlandes sich ausbreitet. Fruchtbare Marschen begleiten nun überall den in ansehnlicher Breite dahinrauschenden Strom. Den Dörfern an seinen Ufern sieht man es an, daß hier Seefahrer ihr Heim haben. Die Häuser sind sauber

in Farbe gehalten, und alles im und am Hause ist so reinlich und ordentlich, wie es der Seemann auf seinem Schiffe gewohnt ist. Nachdem von links her die Hunte ihr Wasser der Weser zugeführt hat, eilt der Strom an Elsfleth und Brake vorüber, zwei Städtchen, deren Bewohner zum großen Teil der Schifffahrt und dem Fischfang obliegen. Als letzte Orte von Bedeutung an den Ufern der Weser begrüßen uns nun Rechtenfleth, die Heimat des Marschendichters Hermann Allmers, dessen Marschenhof eine Kunststätte seltenster Art ist, das mächtig emporstrebende Nordenham und die hervorragenden Hafenplätze Geestemünde und Bremerhaven.

Bremerhaven ist, wie sein Name andeutet, der Hafenort Bremens. Hier liegen in den großen Häfen die Riesendampfer des Norddeutschen Lloyd, welche den Post- und Personenverkehr zwischen Europa und Amerika und Asien vermitteln. Daher strömen hier viele Seereisende zusammen, besonders große Scharen von Auswanderern, die drüben in der fremden Welt das Glück suchen, das ihnen die alte Heimat nicht gewährte. Der Weserstrom gibt ihnen das Geleit, wenn sie hinausziehen auf den stolzen Ozeandampfern. Die Wellen des nun meilenbreiten Stromes rauschen ihnen den Abschiedsgruß. Bojen, Spieren, Seetonnen und Leuchttürme weisen dem Schiffe den Weg durch all die vielen Sandbänke, die der Fluß an seiner Mündung anhäufte, und welche die Flut trügerisch mit ihrem Spiegel deckt. Immer weiter treten die Ufer die Weser auseinander, bis endlich der letzte ferne Küstenstreifen dem Auge verschwindet. Das Meer hat die Fluten des Weserstromes aufgenommen in seinen weiten Schoß.

6. Vom höchsten Punkte zwischen Unterelbe und Unterweser.

Von Franz Buchenau.

Trotz zahlreicher Streifereien in Kreuz und Quer durch unser Flachland hatte ich es nie erreicht, den höchsten Punkt unserer „Zentralheide“, den Wilseder Berg, zu besuchen, an dessen Abhänge außer dem gleichnamigen Orte auch die durch den alten Rosenstock berühmten Dörfer Nieder- und Ober-Haverbeck liegen. So wurden denn zwei Ferientage zu diesem Ausfluge gewählt; ein landeskundiger Freund aus Rotenburg, ein naturwissenschaftlich forschender Kollege aus Bremen schlossen sich an, und es konnte auf die kleine Tour, wenn sie auch nur durch bescheidene Landschaften führte, das Dichterwort angewendet werden:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

In Tostedt, dem besten Ausgangspunkte für den Besuch des Wilseder Berges, nahm eine leichte Halbchaise uns auf, welche außer dem Kutscher noch fünf Personen faßte; zwei kräftige Braune zogen an, und rasch ging es durch ein größtenteils angebautes und teilweise bewaldetes Gelände auf einer neuchaussierten Wegstrecke in südöstlicher Richtung nach dem ansehnlichen Dorfe Welle (7 km). Hier wird die uralte Harburg-Hannoversche Heerstraße erreicht, welche fast eine südliche Richtung bis Soltau verfolgt (Tostedt-Soltau etwa 38 km). Die Gegend wird nun überwiegend heidig und moorig; die Chaussee durchschneidet das große Wintermoor; sie ist nach bewährter alter Sitte mit abwechselnd gestellten Birken und Vogelbeeren eingefaßt, welche kräftiges Gedeihen zeigen, während die an die neue Wegstrecke gepflanzten Bergahorne hier in der windigen Gegend nicht recht gedeihen wollen und ihre großen Blattflächen vielfach vom Winde zerrissen sind. Im Osten sind fortwährend die mächtigen Dünen von Hanstedt sichtbar, kahle, gelblich-weiße Sandberge, den weißen Dünen unserer ostfriesischen Inseln vergleichbar, aber vielfach bewachsen mit dem Sonnengold (*Helichrysum arenarium*), der goldgelben Strohblume des deutschen Ostens. — Neun Kilometer südlich von Welle wird das Bett der Wümme (oder Wumme) gekreuzt. Mit Erstaunen erblicken wir es vollständig trocken und werden dahin belehrt, daß die bei Wulfsberg unfern des Wilseder Berges entspringende Wümme im Sommer meist nach kurzem Laufe wieder im Sande versiegt, während sie im Winter eine solche Wasserfülle besitzt, daß oft der Brückendurchlaß unter der Chaussee für sie nicht genügt und ihre Gewässer die letztere überschwemmen. Wir erreichen nun Barrel, nur aus einem Hofe und einem Wirtshause bestehend, für uns aber wichtig, weil hier die alte Heerstraße verlassen und östliche Richtung eingeschlagen werden muß. Nieder-Haverbeck ist nun etwa noch 4, Ober-Haverbeck 5 km entfernt; der Sandweg führt meist über Heide oder durch lichten Kiefernwald; an seinen Rändern sind große Immenbestände aufgestellt, aber die Bienen müssen jetzt gefüttert werden, da der lebhafteste Wind sie am Ausfliegen hindert und die Heideblüte in diesem Jahre verspätet einsetzt. Endlich ist mit starker Ansteigung Ober-Haverbeck erreicht, ein aus vier Höfen bestehendes Dorf, welches etwa 90 m über dem Meeresspiegel sich erheben mag. Beide Orte liegen im Schutze schöner Fichten und Eichen, unter welchen letzteren die näher bei Bremen nicht eben häufige Traubeneiche (*Steineiche*), mit ungestielten Früchten und gestielten, fast lederartigen Blättern, vorwaltet, — es ist die „Fiereke“ unseres Volkes, weil sie beim Aus schlagen im Frühjahr gegen ihre Schwester, die Stieleiche, um mehrere Wochen feiert, d. i. später kommt. Mit Freude beschauen wir die behäbigen, breit hin-

gestreckten, echt niedersächsischen Höfe. Bald aber lenkt wieder der Baumschlag in ihrer Umgebung die Aufmerksamkeit auf sich. Vom Hage des nächsten Hofes leuchten uns die dunkeln, lorbeerartigen Blätter baumartiger Stechpalmen (Hülse) entgegen. Weiter und weiter locken die prächtigen Vegetationsbilder, welche sie zusammen mit pyramidenförmigem Wacholder und den hochstämmigen Waldbäumen darbieten. Das schönste Bild aber gewährt eine Gruppe auf dem Bokelmannschen Hofe. Eine prächtige, etwa 15 m hohe „Fiereke“ von 3,20 m Stammumfang trägt ihre schön gebaute Krone auf einem geraden Stamm. Um sie herum gruppieren sich zwanzig baumförmige Hülse, einzelne bis zu 54 cm Stammumfang. So wird ein Dom gebildet, welcher eine geräumige Laube in sich birgt und nur einen durch Steinpfeiler begrenzten Eingang hat. Einzelne Holunder flechten sich zwischen die Zweige der Stechpalmen; jede Lücke nahe über dem Erdboden wird vom Adlersfarn mit seinen vielteiligen Wedeln ausgefüllt, — das Ganze gewährt nicht allein ein lauschiges Plätzchen, sondern zugleich eins der ansprechendsten Bilder echt deutscher Vegetation. Weiterhin lehnen sich die baumartigen Hülse an hochragende, pyramidenförmige Tannen an, indem sie sich mit denselben zu einem eigenartigen Gesamtbilde vereinigen.

Ober-Haverbeck liegt im Schutze eines „Bannwaldes“, welcher im wesentlichen aus Buchen und Tannen zusammengesetzt ist und in seinem dichten Schlusse keinen Platz für Hülse gewährt; sie lieben eben nur Gebüsch, Waldränder und siedeln sich gerne im Schutze der lichten, weitverzweigten Eiche an; im Buchenwalde verkümmert die Hülse zu niederem Gestrüpp und verschwindet zuletzt ganz.

In der ungefähren Höhe beider Dörfer zieht sich um den Wilsteder Berg eine Reihe von kleinen oder größeren Quellen herum. Sicher verdanken dieselben ihre Entstehung der Auflagerung des dünnen Geschiebesandes, aus welchem die höheren Teile des Berges bestehen, auf eine tiefere, undurchlässige Schicht des Diluviums. In dieser Region, wenig höher als Alt-Haverbeck und kaum zehn Minuten von diesem Orte entfernt, wächst nun auch der alte Rosenstock. Am Rande eines kleinen Eichen- und Erlengebüsches erhebt er sich aus einer quelligen Nische. Ein starker Wacholderbusch trägt und festigt ihn durch seine zähen, dicht über der Erde gebogenen Stämme.

Durch die genauen Untersuchungen von Bürgermeister Freudenthal sind wir darüber belehrt worden, daß in ihm eigentlich zwei Rosenbüschel durcheinander geflochten sind: ein älterer, abgestorbener, dessen fast knollenförmige Grundachse sich kaum 50 cm über den Boden erhebt und den enormen Umfang von 83 bis 84 cm hat, und ein jüngerer, dessen Grundachse unter der Erde liegt, dessen kräftige

Stämme und Triebe aber über das Geslecht der toten Stämme hinaus sich nach kurzem wagerechten Wachstum freudig dem Lichte zuwenden. — Die erwähnte knollenförmige Grundachse ist gespalten und bereits stark angewittert. Dieerspaltung ist wohl insolge der ungewöhnlichen Schwere der Krone eingetreten; im Volke aber hat sich bereits darüber eine Sage gebildet. Der Rosenstock sei, sagen die Leute, früher über hundert Fuß hoch gewesen und dann von einem Blitze auseinandergerissen worden. Solche Gerede bedürfen freilich keiner Widerlegung; eine größere Höhe als jetzt, etwa 3 bis 4 m, kann der Rosenstock niemals gehabt haben. — Von der Grundachse des noch lebenden Busches gehen zehn stärkere Stämme, teils in horizontaler Richtung, teils sofort senkrecht aufstrebend, aus. Ich maß solche von 28, 18 und 17 cm Umfang; größere konnte ich nicht finden oder doch nicht erreichen, denn es hält ungemein schwer, in dem Gewirre der massenhaften jungen, mit krummen Haken besetzten Schüßlinge zu hantieren, ohne einen allzugroßen Tribut an Haut und Kleidern abzutragen. Die dickeren Stämme besitzen ein außerordentlich festes Holz. Sie streben, durchflochten mit Wacholder, Faulbaum (*Frangula Alnus*) und Himbeeren, in die Höhe und bilden mit diesem zusammen eine Krone von etwa 40 Schritt Umfang. Zur Blütezeit, wenn dieselbe mit Tausenden duftender Rosen bedeckt ist, muß das Ganze einen entzückenden Anblick gewähren. Daß der Gesamteindruck ein viel großartigerer ist als der des tausendjährigen Rosenstockes zu Hildesheim, können wir nach eigener Anschauung versichern. Über die Grundachse dieses letzteren vermögen wir freilich nichts auszusagen, da sie von Erde bedeckt ist. Von den Stämmen über der Erde kann sich aber keiner mit den kräftigsten Stämmen der Haverbecker Rose messen.

Und nun zum Gipfel des Wilseder Berges, der sich schon von weither durch das Balkengerüst der Landesvermessung bemerklich gemacht hat, der aber von hier noch eine gute halbe Stunde entfernt ist! Der Wilseder Berg ist eine sanft ansteigende, weithin gedehnte Heidehöhe mit zahlreichen kleinen, aber unregelmäßig gerichteten Mulden, die zu gering sind, als daß sich Wasseransammlungen in ihnen bilden könnten. Die ganze Höhe wird von unfruchtbarem Sande gebildet, der nur reich ist an Steinbrocken aller Art, vom kleinen Feuersteinsplitter an bis zum mächtigen Steinblock. An vielen Stellen hat die Oberfläche durch die massenhaft umhergestreuten und hervorragenden Blöcke ein geradezu warziges Ansehen.

Die Vegetation auf dem Sande der höheren Teile des Wilseder Berges ist überaus ärmlich. Es gibt große Flächen, auf denen, soweit das forschende Auge einzelne Pflanzen zu unterscheiden vermag, überhaupt nur eine Art von Blütenpflanzen zu erkennen ist: die gewöhnliche

Besenheide (*Calluna*); um den Fuß ihrer Stämme herum wuchern einige Erdsflechten (namentlich die Korallenflechte und das sogenannte Renntiermoos), — das ist auf vielen tausend Quadratmetern die einzige Vegetation. Nur mit großer Aufmerksamkeit gelingt es uns, die Zahl der Blütenpflanzen auf fast ein Duzend zu erhöhen. Es sind der Wachholder, die Dopheide, in den Mulden und an etwas feuchteren Stellen zu ihrer Schwester sich gesellend, die Heidecker, das Steinlabkraut, der Löwenzahn, das kleine Habichtskraut, das Rabenpfötchen, Borstengras, Schaffschwengel, eine Heidesegge, zwischen denen hie und da der gemeine Bärlapp umherkriecht. Einzelne aus den Kulturen angeflogene Kiefern vollenden die Vegetation, welche erst in der quelligen Region — hier aber auch ganz plötzlich — an Reichtum zunimmt. Auf dem Gipfel stehen ein paar alte, aber kaum 5 m hohe Kottannen, zerzaust und durch den Wind einseitig gewendet, echte Wettertannen, stumme Zeugen für die Unwirtlichkeit dieser Höhe.

Der Weg durch das Heidekraut ist nicht ganz unbeschwerlich, aber wir erreichen den Gipfel nach einer guten halben Stunde. Vor uns breitet sich eine weite Landschaft aus. Freilich ist der Blick in die Ferne nicht frei. Von den vier Hauptwetterformen des Sommers: milder, klarer Sommertag, lebhafter Nordwestwind bei trüber Luft, drückende Hitze und strömender Regen, bleibt uns die erste versagt, und so nehmen wir mit der zweiten fürlieb. Gerade diese etwas neblige Ferne paßt vortrefflich zu dem eintönigen, schwermütigen Charakter der Landschaft, welche sich zu unseren Füßen ausbreitet. In alten Zeiten müssen hier die Heidesträucher und der Wachholder fast ausschließlich die Vegetation gebildet haben; jetzt sind weite Strecken von der Regierung in Kiefernwald gelegt, dessen dunkles Grün von dem Braun der Heide sich stark abhebt. Felder mit Ackerfrüchten nehmen nur einen kleineren Raum ein, obwohl sie sich an der Leeseite des Berges, von Wilsede aus, bis nahe unter den Gipfel vorschieben. Ältere Holzungen begrenzen hie und da den Horizont. Im ganzen gewährt die Landschaft den Eindruck des ungemein Gleichförmigen und Eden, wozu allerdings die häßige Luft das ihrige beiträgt. Menschliche Wohnungen sind nur ganz wenige — fast nur altersgraue Strohdächer — zu erkennen. Nur der einzige, aus 12 km Entfernung herüberwinkende spitze Kirchturm von Schneverdingen zeigt an, daß die Gegend dem Christentum gewonnen ist. Die Türme von Hamburg, welche dem von hier aus gespiegelten Sonnenstrahle erreichbar sind, liegen für uns in märchenhafter Ferne. (Die Türme von Bremen sind der Erdkrümmung wegen nicht sichtbar.) Am Abhange des Berges schlägt die hohe Heide in dem lebhaften Winde Wellen wie ein Roggenfeld zur Zeit der Blüte. Eine Herde von schwarzgrauen Heidschnucken

zieht, von dem Schäfer geleitet, langsam über einen Abhang dahin; jetzt verschwindet sie hinter einem Rücken, und nun ist außer uns kein fühlendes Wesen auf der weiten Kunde mehr zu erblicken. — Die großartige Einsamkeit der Landschaft wirkt so bestimmend auf das Gemüt des Beschauers ein, daß nach einigen ausgetauschten Bemerkungen über die Flora und über einzelne in der Ferne sichtbare Gegenstände kaum noch ein Wort zwischen den Reisegefährten gewechselt wird.

Der Wilseder Berg bildet einen wichtigen Dreieckspunkt (einen Punkt erster Ordnung) für die Landesvermessung. Auf seinem Gipfel steht eine Sandsteinsäule mit der Inschrift: Königlich Hannoverische Landesvermessung, 1828. Ihre Deckplatte hat bereits stark durch den Zahn der Zeit, vielleicht auch durch Frevel gelitten; sie erinnert uns an die Tätigkeit von Gauß und unserem Eberhard Klüver. Daneben ist für die jetzige neue Vermessung ein Granitpfeiler mit einem Kreuz und den einfachen Inschriften Δ und T(ri)gonometrischer P(un)kt eingelassen. Über diesem Pfeiler erhebt sich das pyramidale Balkengerüst, von welchem aus an hellen Sommertagen der leuchtende Sonnenstrahl immer und immer wieder in die Ferne geschickt wird. Das leicht zu ersteigende Gerüst gewährt natürlich eine besonders gute Übersicht der Landschaft. Die Messingschraube, welche oben in die kleine Tischplatte eingelassen ist, dient zur Aufnahme des spiegelnden Heliostaten. Sie erinnert uns an eins der bewundernswerten Werke des menschlichen Geistes, an die genaue Ausmessung der Erdoberfläche, wie sie für unser Vaterland jetzt mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit durch den Generalstab der Armee ausgeführt wird.

Der Wilseder Berg liegt unter $53^{\circ} 10'$ nördlicher Breite und unter $9^{\circ} 56'$ östlicher Länge von Greenwich; sein Gipfel erhebt sich 171 m über den Meeresspiegel, während der Weyher Berg, die höchste Höhe in der Nähe von Bremen, nur etwa 60 m hoch ist.

Wir nehmen als Andenken an diese Heidefläche einen Strauß weißblühender Dopheide mit, welche uns von dem Nordabhange entgegenleuchtet, und scheiden von dem Wilseder Berg mit der Erinnerung an ein Naturbild, wie es in unserem dicht bebauten Vaterlande sonst wohl kaum mehr angeschaut werden kann.

7. Der Zwischenahner See.

Drittes Bremer Lesebuch. B. 5. Aufl. Bremen, 1885.

Der Zwischenahner See, auch das Zwischenahner Meer genannt, ist ein anmutig gelegener Landsee im Ammerlande. Er hält ungefähr zwei Stunden im Umfange und ist sehr reich an Fischen, namentlich an Aalen, Hechten und Barschen. Grüne Wiesen, blumige Auen und

Paldamus, Lesebuch. Ausg. C. Quinta. Nordd. Anhang.

2



hohe, eisenumrannte Eichen bilden den Rahmen des blauen Wasserspiegels. An der Südwestseite erhebt sich altersgrau und bemoost die Kirche von Zwischenahn. Gar freundlich liegt das Kirchdorf Zwischenahn an der Südseite des Sees; hübsche Gartenanlagen reichen bis an das See- gestade. Rund um den See führen gute Fußwege, bald durch schattige Wälder, deren Unterholz die immergrüne Stechpalme bildet, bald über hohe Ackerfelder, wo goldene Saaten wogen, bald unmittelbar am Ge- stade des Sees hin, umrauscht von schlankem Rohr und den schwert- förmigen Blättern der Iris oder Wasserlilie. Namentlich im Sommer lockt die reizende Gegend viele Fremde herbei, die in Zwischenahn oder in Drebergen der ländlichen Ruhe im Anblicke des sonnigen Sees ge- nießen. Entweder wandern sie zu Fuß um den See, oder sie lassen sich auf leichten Segelbooten hinüberfahren. Drebergen liegt im Gebüsch versteckt am nordwestlichen Ufer des Sees. Seinen Namen hat es von drei kleinen Hügeln (Bergen), die, von hohen, alten Eichen gekrönt, unmittelbar am Meer sich erheben und einen köstlichen Ausblick über die klare, silberne Flut nach Zwischenahn gewähren. — Zwischenahn hat seinen Namen von den beiden Bächen (Auen), die den See durch- ziehen, und zwischen denen es gelegen ist. Die ältesten oldenburgischen oder ammerschen Grafen sollen am Zwischenahner See ihren Sitz gehabt und sich nach dem Ammerlande benannt haben. Graf Elimar baute in der Nähe des Zwischenahner Meeres bei dem nach ihm benannten Elmendorf (Elimarsdorf) ein Schloß, worin er wahrscheinlich auch residierte. Eine schönere Gegend als diese konnte er im Oldenburger Lande zu seinem Wohnsitz nicht wählen.

8. Die Watten der Nordseeküsten.

Drittes Bremer Lesebuch. B. 5. Auflage. Bremen, 1885.

Watten heißen die letzten Schlamm- und Sandlager vor dem durch mächtige Deiche geschützten fruchtbaren Marschlande, die noch von der Flut überströmt werden. Sie sind beinahe völlig pflanzenleer, außer wenigen und sehr spärlich stehenden Algenarten. So öde sie aber auch auf den ersten Blick erscheinen mögen, so herrscht doch ein reiches Tierleben über und auf ihnen.

Raum sinkt die Flut, so kommen gleich Schwärme von Seevögeln, um zu sehen, welch Gewürm sich für sie auf der eben entblößten Fläche ertappen läßt. Namentlich sind es ungeheure Scharen weißer und schwarzköpfiger Möwen, welche die Luft nah und fern mit ihrem Ge- flatter und Geschrei erfüllen; dazwischen segeln die kleinen reizenden Seeschwalben mit ihren langen Gabelschwänzen und den fein geschweiften Flügeln; sie stehen oft wie Schwebefliegen unbeweglich in der Luft,

bis sie pfeilschnell auf ihre Beute herabschießen. Auch ein Falke und wohl gar ein Seeadler schwebt mit ruhigem Fluge über die Fläche, indes die hochstelzigen Strandreiter, die rotbeinigen, elsterbunten Austernfischer und Scharen von Kiebitzen, Regenpfeifern und kleinen, schnelfüßigen Strandläufern die Sandbänke und Schlammflächen bevölkern. Alles sucht, hascht, schluckt und frist von dieser mit so vielerlei Speisen bedeckten, großen Tafel; aber was für Herrlichkeiten sind auch darauf zu finden! Für den Falken, für die große Seemöwe, für den Austernfischer und andere ansehnlichere Vögel schleicht dort der fette Taschenkrebs über den Sand, und seitwärts gehende Krabben suchen eine Briele zu erreichen, oder es zappelt der platte Butt und der silberweiße Stint, von der Ebbe überrascht, auf dem Trocknen, und Muscheln kaffen in Menge; für Seeschwalben, Kiebitze und Regenpfeifer wimmelt es in den Brieln von Garneelen, und für die ganz kleinen Strandläuferarten findet sich noch Gewürm in Unzahl, — und so wiederholt sich die ganze große Azung in bester Ordnung, Tag für Tag zweimal, jahraus und jahrein.

Aber auch der Mensch eilt herbei, wenn das Watt bloß liegt, um teilzunehmen an dessen Gaben. Dort sieht man barfuß und hochgeschürzt Männer und Frauen in den Brieln waten, kleine Netzhamen vor sich herschiebend, die sie dann und wann in umgehängte Beutel leeren. Sie fangen die kleinen, wohlschmeckenden Krebse, Garneelen, hier zu Lande Granat genannt, welche, mit Salz abgekocht, einen Leckerbissen zum Frühstück und Nachtisch ausmachen und nach allen Städten und Hafenorten der Gegend verschickt werden. Andere fangen in diesen Lachen und Rinnen den Butt, einen Hauptfisch des Brackwassers (Gemisch von Fluß- und Seewasser).

Bei schönem, warmem Wetter sieht man auf dem Sande nicht selten Seehunde sich behaglich sonnen. Man beschleicht sie mit guter Büchse unter dem Winde. Früher waren sie noch viel häufiger, und die Wurster suchten sie sogar im Schlafe zu überfallen und mit Knütteln zu erschlagen, ganz wie in den Polarländern.

Nur mit großer Umsicht und genau die Zeit beachtend kann man sich weiter aufs Watt hinaufwagen, und mancher schon mußte seine Unvorsichtigkeit oder Kühnheit mit seinem Leben bezahlen: denn wehe dem, der noch weit vom höheren Lande entfernt ist, wenn die Flut eintritt.

Eben vorher kann noch weit und breit alles still und ruhig sein, — da kommt der Augenblick der Flut; es erhebt sich ein frischer Wind, das Wasser fängt an zu rauschen, zu schwellen, zu tönen. Jetzt schießt es heran, schneller, immer schneller, rauschender, gieriger, brausender, — und nun kann oft kaum ein Reiter auf schnellem Rosse der gierig

heranwühlenden Flut entfliehen. Sicher verloren und dem entsetzlichen, allmählichen Ertrinken verfallen ist der arme Fußgänger; er eilt atemlos dem Lande zu, schon brüllt die wütende Flut durch alle Prielen, und in dem weiten Labyrinth derselben verirrt er sich äußerst leicht; schon strömt das Wasser über den eilenden Fuß, schon erreicht es das Knie; in grauenvollster Angst eilt er weiter, aber seine Eile wird gehemmt; denn die Fluten neken jetzt schon den Gürtel des Unglücklichen, und so weit er späht, ist vielleicht alles eine wild rauschende Wasserwüste; die Menschen hören und sehen ihn nicht, sie wohnen ferne und hinter ihren sichern Deichen; — jetzt ergibt er sich stumpf hinstarrend in sein Schicksal, denn eilen kann er nicht mehr, bloß angstvoll schreien, jammern und beten, da nur noch sein verzweiflungsvolles Antlitz aus der grauen, wallenden Fläche schaut. — Es ist vorbei. — Auch das ist nun verschwunden. Nichts sieht und hört man mehr auf der weiten Wasserfläche, und nur die Wogen singen ihr uraltes Lied fort und fort, wie sie es taten gestern und vorgestern und tun werden morgen und übermorgen und alle Tage und Jahre, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

9. Das Steinhuder Meer bei Rehburg.

J. G. Kohl. Nordwestdeutsche Skizzen. 1. Teil. 2. Aufl. Bremen, 1873.

Das Steinhuder Meer ist der größte und bekannteste unter allen den kleinen Seen, die auf der Oberfläche der Heidestriche unseres nordwestlichen Deutschlands zwischen Rhein und Elbe zerstreut sind. Er hat etwa 6 Stunden im Umkreise und bildet im ganzen die Figur eines ziemlich regelmäßigen Ovals, das von Westen nach Osten fast doppelt so lang ist als von Norden nach Süden.

Der See hat jetzt sehr wenig Zuflüsse. Der größte Bach, der in ihn mündet, und der von den Rehburger Bergen herabkommt, ist kaum anderthalb Stunden lang. Von der kleinen nordöstlichen Abdachung dieser Berge empfängt er das wenige dort abfließende Regen- und Quellwasser.

Es ist wahrscheinlich, daß das Steinhuder Meer einstmals einen größeren Fluß in sich aufnahm, nämlich die Leine, die jetzt in einigem Abstände bei ihm vorüberschleicht. Auch mag es unterirdische Quellen und vielleicht sogar noch heutzutage einen versteckten Zusammenhang mit der Leine haben. Ein kleines, unschiffbares Gewässer, der sogenannte „Meerbach“, fließt aus ihm nach Norden ab und mündet in die Weser bei Nienburg. Der See liegt zwischen der Leine im Osten und der Weser im Westen vereinsamt und ohne bedeutende Verbindung mit einem größeren Fluße.

Seine nächsten Ufer sind im ganzen ebenso flach und niedrig wie

sein ganzes Becken. Im Osten greift er in ein großes Moor hinein, das auf unseren Karten den Namen das „tote Moor“ trägt, an Ort und Stelle aber gewöhnlich unter verschiedenen Benennungen bekannt ist, welche von den Dörfern hergenommen sind, denen die Moorstriche gehören. Im Westen ist er von Wiesen, Sümpfen und stellenweise bewaldeten Brüchen umgeben, die hart am See selbst sich fast überall zu völlig ungangbaren, schwankenden und auf dem Wasser schwimmenden Moos- und Grasstrichen verlaufen. Nur in der Mitte seiner Längenerstreckung, sowohl im Norden als im Süden, sind die Ufer etwas höher, trockener, bewohnbarer als an den übrigen Stellen und darum des Anbaues fähig.

Im Norden bespült er eine kleine Dünenkette, die hier ein etwa 25 Fuß hohes sandiges Vorgebirge bildet, das unter dem Namen der „Schwarzen Berge“ bekannt ist. Der Ort Mardorf, der jetzt seine Acker und Besitzungen auf diesen Dünen hat, liegt aber nicht hart am See, vielmehr etwa eine Viertelstunde von seinen Ufern entfernt. Im Süden kommt ein hoch über dem Wasser erhabener und fruchtbarer Lehmschotter ganz nahe zum See heran und bildet feste Ufer. Hier liegt hart am Wasserrande der Ort Steinhude, das einzige Dorf, das sich in dem Wasserspiegel beschaut. Es ist begreiflich, daß dieser von ihm seinen Namen erhielt.

Man möchte den See dem Gesagten nach fast ein „totes Meer“ nennen. Doch verdient er diesen Namen insofern wieder nicht, als ihn das Tierreich nicht meidet. Er ist vielmehr fischreich und von vielen Gattungen von Vögeln belebt. Seine Barsen sind äußerst schmackhaft und seine Male wegen ihrer Größe weithin berühmt. Scharen von Möwen, hier am See „Meerkrähen“ genannt, tummeln sich beständig in den Lüften über seinen Wellen, und wilde Enten, Gänse und Schwäne besuchen ihn auf ihren Wanderungen.

Natürliche Inseln hat das Steinhuder Meer nicht. Dagegen ist in seiner Mitte auf Anordnung des berühmten Prinzen Wilhelm von Bückeburg eine künstliche erwachsen, die aus Baumstämmen, Schutt und Sand aufgeführt wurde und nun das kleine Fort Wilhelmstein auf ihrem Rücken trägt. Diese kleine Insel mit ihrer militärischen Ansiedlung, die einst in ihrer Kriegsschule Feldherren wie Scharnhorst erzog, bildet gleichsam das Auge des Sees. Man sieht sie von allen Seiten her, und ihre Gebäude, Bäume und Gärten bringen Leben und Wechsel in den einförmigen Spiegel des Wassers.

Wie die Dörfer und ihre freundlichen Ackerfluren, so ziehen sich, und zwar in noch weiterem Kreise, die Städte und die großen Heerstraßen von dem öden Wasserbecken zurück. Neustadt, Wunstorf, Hagenburg, Rehburg liegen rund um den See; seine Moräste dehnen sich

zwei Stunden weit aus, und die Landstraßen und Eisenbahnen führen um den ganzen Moor- und Waldstrich schon von Nienburg in einem weiten Halbkreis herum, dessen Mitte der See mit seinem Hügelkranze einnimmt.

Im Norden setzt sich nach Nienburg hin die wenig bewohnte Heide-, Moor- und Waldgegend am weitesten, etwa fünf Stunden weit, fort. Nach Süden und Westen hin ist die Wüstenei schmaler und hört bald in den lieblichen Höhen und Tälern des Rehburger Bades auf.

Auf das Klima dieser Berge, denen er nach Norden und Osten hin zu Füßen liegt, soll der See mit seinen Wasserdünsten einen sehr wohlthätigen und mildernden Einfluß üben. Er soll den kalten Nord- und Ostwinden ihre Schärfe nehmen, und ihm vornehmlich soll die Luft dieser Berge und ihres berühmten Kurorts diejenigen wohlthätigen Eigenschaften verdanken, welche den Brustkranken den Aufenthalt dort so angenehm und heilsam machen. Ohne die feuchten Nebel des Steinhuder Meeres, das man schon einigemal abzuzapfen und auszutrocknen gedroht hat, würde es in den Rehburger Bergen, so versichert man, weder die frischen Kräuter, die dort die Ziegen zu Milch und Molken verarbeiten, noch eine Molkenkur, noch ein Bad Rehburg mehr geben.

Ohne den See würde auch die Landschaft umher und die Aussicht von jenen Bergen ihre vornehmste Zierde einbüßen. Denn so reizlos er an und für sich selber ist, so dient er doch durch den Gegensatz den Bergen zum Schmuck. Gern schweift das Auge von den Höhen über den glatten blanken Spiegel hin und erfreut sich des Anblicks seines Farbenwechsels, seiner Wellen und Nebelspiele. Ja, die Phantasie schöpft sogar Unterhaltung aus dem mysteriösen Dunkel seiner in der Ferne aufdämmernden Moräste und Wälder.

Die politische Herrschaft über das „Meer“ und seine Anlande teilen jetzt zwei Staaten, von denen jeder etwa die Hälfte des Uferumfangs besitzt, Preußen die nördliche und Schaumburg-Lippe die südliche Hälfte. Auch das kleine Gebirgshufeisen haben sie unter sich zu gleichen Stücken geteilt. Doch beansprucht die südliche Macht, Lippe-Schaumburg, auf gewisse alte Verhältnisse und Verträge gestützt, die ganze Herrschaft über den See selbst, „so weit das Wasser reicht“, und seine Untertanen, die Steinhuder, sind auch seit alten Zeiten bis auf den heutigen Tag im ausschließlichen Besitz der Fischereien und Schifffahrt auf dem Meere, auf dem die Preußen nicht ein einziges Schiffchen oder Boot unterhalten. Ebenso haben die Bückeburger allein durch die Kanonen und die kleine Mannschaft des genannten Forts Wilhelmstein den See militärisch besetzt.

10. Wangerooge.

Oldenburger Spaziergänge und Ausflüge. Vierte Auflage. Oldenburg 1900.

Wangerooge ist die östlichste in der Reihe der Inseln, die bei Holland anhebt und hier abbricht, um die Weser und Elbe durchzulassen und dann an der Westküste Holsteins bis Jütland von neuem sich fortzusetzen. Auf ihren Nordstrand schlägt mit donnerndem Fuße die Brandung des Ozeans, im Westen und Osten wird sie von den Wattströmungen der Harle und blauen Balje umfaßt, die im Süden unter sich durch das neue Brack verbunden sind. Die Bedeutung des kleinen Eilandes beruht in den Schiffahrtszeichen, die zum Schutze der Einfahrten in die Jade und Weser sich von jeher auf ihr befunden haben, und in den Diensten, welche sie den Deichen des Jeeverlandes leistet, von denen sie den unmittelbaren Anprall der See abhält. Ihre Vergangenheit ist ein Kapitel aus der Leidensgeschichte des friesischen Volkes.

Im vierzehnten Jahrhunderte ist zum ersten Male von einem Dorfe Oideroge die Rede, das weit nordwestlich von dem späteren Dorfe lag. Es verschwand, man weiß nicht genau wann, aber im siebzehnten Jahrhunderte schrieb man, daß dort, wo es vormals gewesen, nunmehr die größten Schiffe segelten. Der hohe Turm seiner Kirche hatte als wichtigste Marke für die Schiffahrt gedient. Weil das Fehlen des alten Seezeichens sehr bedenklich erschien, so begann 1597 auf Drängen der Bremer Kaufmannschaft Graf Johann VI. von Oldenburg den Bau eines neuen, 88 Fuß hohen Turmes, der noch darüber mit schlanken hölzernen Spitzen geziert war. Er lag in dem im damaligen Osten der Insel entstandenen zweiten Dorfe und war zu gleicher Zeit Kirche; denn im zweiten Stockwerke lag der Saal für die kleine Gemeinde, mit Kanzel und Abendmahlstisch. Der Nachfolger des Grafen, Anton Günther, baute später als Gegenleistung für das nach langer Mühe erreichte Weserzollrecht etwas nördlich vom Kirchturme eine Feuerbaake, einen runden Turm, auf welchem zur Winterszeit auf eisernem Roste ein offenes Steinkohlenfeuer brannte, an dessen Stelle 1815 eine Kuppel mit Lampen und 1830 ein neuer Leuchtturm trat.

So führte das Dorf ein ruhiges Dasein. Es hatte einige Handelschiffahrt und trieb Landwirtschaft auf dem Reste der ihm verbliebenen Fettweiden. Die wirtschaftlichen Verhältnisse besserten sich, als im Jahre 1819 Herzog Peter die Badeanstalt gründete, welche zwar mit den gleichzeitig emporgekommenen Bädern, mit dem vom hannoverschen Hofe und seinem reichen Adel begünstigten Norderney und dem in der Nähe Hamburgs belegenen Helgoland, nicht in Wettbewerb zu treten

vermochte, indessen in günstigen Jahren ebenfalls bis 800 Badegäste heranzog.

Aber gegen Mitte des Jahrhunderts hatte das Schicksal auch dieses Dorfes sich erfüllt. Der Strand war wiederum in Bewegung geraten. Selbst der sorgfältig gepflegte Dünenbau konnte dem starken Abbruche an der den Stürmen ausgesetzten Nordwestseite keinen Einhalt tun. Mit der Sturmflut am zweiten Weihnachtstage 1854, der andere ebenso heftige Fluten um Neujahr und im Februar folgten, brach das Verderben herein. Der Schutzgürtel der Dünen vor dem Dorfe wurde zerstört und der Strand so erniedrigt, daß fortan jede hohe Flut unmittelbar in die Häuser zu laufen drohte. Die Badeanstalt und der größte Teil des Dorfes wurden schon vor dem nächsten Herbst abgebrochen. Die meisten Familien siedelten mit staatlicher Unterstützung nach Barelerhafen über, nur wenige blieben im Osten der Insel, wo in demselben Jahre auch der neue Leuchtturm errichtet ward. Den Kirchturm, der jetzt unmittelbar an den Strand gerückt war, glaubte man nicht mehr halten zu können, bis noch spät im Herbst 1860 die bremische Bauverwaltung einen erfolgreichen Versuch machte, indem sie mit einem Kostenaufwande von 15 000 Mark eine Steinböschung mit Packwerk um den Fuß des alten Bauwerks legte.

Im Jahre 1860 bestand das neue Dorf aus siebenzig Köpfen und fing an, allmählich wieder anzuwachsen, so daß man ihm 1866 eine Kirche baute und 1867 die Badeanstalt neubegründete. In den nächsten Jahren ist es dann gelungen, durch gewaltige Arbeiten und unter Aufwand von mehreren Millionen Mark die Insel im Westen festzuhalten und der sich seit Jahrhunderten vollziehenden Wanderung nach Osten Einhalt zu tun.

Der Hauptreiz der Insel liegt in der Aussicht auf das Meer, das hier so belebt ist wie auf keiner anderen deutschen Insel. Die große Handelsstraße nach der Elbe und Weser geht unmittelbar vorüber, und der Leuchtturm sendet den Vorüberfahrenden Signale oder nimmt die ihrigen auf. Von und zu der Jade kreuzen die Kriegsschiffe, Tender und Panzerfahrzeuge, während das Artillerieschulschiff bei Schillig liegt und die zischend einschlagenden Granaten nach der bei Minsen aufgestellten Scheibe sausen läßt.

Der Spaziergang am Strande richtet sich nach dem eine gemächliche Stunde entfernten alten Kirchturme im Westen. Breit und mächtig baut sich der Kolos aus seiner steinernen Umfrangung auf. Der Eingang zeigt in einem Vorsprunge das Wappen der Oldenburger mit der Jahreszahl 1599 und den Wahlspruch des Erbauers:

Laus deo optimo maximo,
Tandem bona causa triumphat.

Die drei Spizen sind absichtlich so gestellt, daß die eine nach Norden, die andere nach Süden weist. In dem untersten der gewölbten Gefchosse des Innern werden Strandgüter, in dem oberen die Eisignale, schwarze Körbe, aufbewahrt, mit denen man den Schiffen draußen einen Eisgang auf der Weser verkündet. Westlich zeigt ein Nest zer-rissener Dünen, wo das alte Bad mit seinem grünumrankten Kon-versationshause und den niedrigen, hier und dort zerstreuten Inselaner-wohnungen lag. Noch weiter nordwestlich aber kommt bei Ebbe ein langes Riff zum Vorschein, auf dem sich schäumend die Wellen brechen. Es ist das Grab von Ouderoge, das Vineta der Insel.

Wessen Augen von dem Blick in die ungeheure Weite der glitzernden Wellen, dessen Ohr von dem dumpfen Rollen der Brandung sich er-müdet fühlt, der macht den Weg zurück durch die Binnenweide am Watt oder durch die Dünen. Er streckt sich träumend in den sonnen-durchwärmten Sand, der nie schmutzt, wo ein mannigfaches Kleinleben zu seinen Füßen sich regt. Vielleicht trägt ein günstiger Wind ihm einen wimmernden Ton herüber. Es ist die auf der Außenjade liegende Heulton- ne, die, sobald das Wasser unruhig wird, zu heulen beginnt. Wenn aber plötzlich der Nebel einfällt, der Schifffahrt schlimmster Feind, so tritt ein anderer Lärm-macher in Tätigkeit. Sowie der Wärter auf der hohen Düne seinen Nachbarn, den Leuchtturm, nicht mehr erkennt, so setzt er das Nebelhorn in Bewegung, und dann klingt es in kürzeren oder längeren Pausen, ein entsetzlich mistönender Ruf, sechs Seemeilen weit über das Meer, um den Schiffer vor jeder gefahrbringenden An-näherung zu warnen.

Noch eigenartiger wird das Bild, sobald der Abend hereingebrochen ist. Der Leuchtturmwärter hat sein Licht angezündet. Im Osten aber tauchen andere Lichter aus der Dunkelheit auf, zuerst die Linie an der Jade, der kleine Turm bei Schillighörne an der Ecke des Festlandes, das Min-sener Feuerschiff und das Leuchtschiff auf der Außenjade, dann dahinter die Linie an der Weser, von dem alten Leuchtturme auf dem Hohenwege bei Mellum bis zum Leuchtschiffe Bremen und bis zu dem rötlich blinkenden, am 1. November 1885 eröffneten Leuchtturme auf dem Rotensande, und so herum im Bogen bis zu dem Leuchtschiffe „Weser“ ganz im Norden von Wangerooge, wo der erste Weg zum Lande abbiegt. Und dazwischen grollt in der Ferne das nie rastende Meer, und von der sicheren Insel gleiten die Gedanken zu den Schiffen, die einsam über die dunkle Tiefe eilen und nach den mildtätigen Lichtern spähen, die auf dem führerlosen Pfade ihnen Ziel und Richtung weisen.

II. Der Besuch auf dem Pachtthofe.

Friedrich Jacobs, Schriften für die Jugend. Leipzig, 1843.

Am Morgen waren schon vor Sonnenaufgang alle Bewohner der Pfarre auf den Beinen und in der muntersten Bewegung. Das Frühstück wurde eilig und kaum zur Hälfte verzehrt; und als der Pfarrer Hut und Stock nahm und das Zeichen zum Aufbruch geben wollte, fand er alle seine Begleiter vor der Haustür und auf dem Wege. Den Vater begleiteten die älteren Töchter und Eduard; Aurora und Lili aber erwarteten mit Ungeduld den Wagen, den der Thalkirchner Posthalter schicken sollte, um den Großvater und die Pfarrerin an Ort und Stelle zu bringen. Freilich wären sie lieber mit den älteren Geschwistern gegangen, weil diese früher aufbrachen; als sie aber erst in dem Wagen saßen und der Kutscher die Peitsche über den stattlichen Rappen schwang und Bäume, Häuser und Felder neben ihnen vorbeiflogen, da jubelten sie und freuten sich, daß es so schnell ging. Kurz vor Ried holten sie die Fußgänger ein, die rüstig zugeschritten waren. Der Wagen mußte halten, und alle begrüßten sich mit einer Freude, als ob sie sich wer weiß wie lange nicht gesehen hätten. Die im Wagen Sitzenden reichten die Hände hinaus, die Außenstehenden hinein. Es war ein gewaltiger Jubel. Eduard schwang sich neben den Kutscher auf den Bock; Aurora und Lili aber waren nicht mehr im Wagen zu halten und erzählten, an den Händen des Vaters hängend, von den Merkwürdigkeiten der Reise, den vielen Schafen und den vielen Kühen, die sie gesehen, und wie der Spitz die Gänse umhergejagt und wie der Hirt nach ihm geworfen habe. Der Vater konnte nicht umhin, an allen den merkwürdigen Ereignissen teilzunehmen, und wunderte sich über alles, zur großen Freude der Kinder.

Jetzt schauten die roten Dächer von Ried über die buschigen Nußbäume herüber, und Mariannens helle Augen bemerkten zuerst ein prächtiges Storchnest, das dort seit undenklicher Zeit auf dem Kirchdache liegt; wer in Ried gewesen ist, kennt es. Seine älteren Zusassen waren zuerst nicht zu sehen; aber zwei junge Störche standen darauf und sprangen von Zeit zu Zeit auf ihren roten Beinen kerzengerade in die Höhe, nicht anders, als ob sie tanzten. Das war wieder ein Fest. Und während sie noch hinsahen, kamen auch die Alten herbei, zogen ein paarmal im Kreise um ihren Thron und ließen sich dann mit Anstand darauf nieder. Die Jungen begrüßten sie mit klappernden Schnäbeln; die Alten erwiderten es, und in kurzer Zeit war die Unterhaltung auf dem Neste allgemein; was sie sagten, wußte man freilich nicht; aber untereinander werden sie sich schon verstanden haben.

Auf dem Pachtgute wurden die Ankommenden mit großer Herzlichkeit empfangen. Die Kinder ließen sich nicht lange in der Stube und

beim Frühstück halten, sondern zerstreuten sich auf den Hof, in die Ställe und in den Garten. Zwei Füllen, die frei auf dem Hofe umherliefen und wunderbare Sprünge machten, und ein zahmer Rabe, der gravitatisch unter den Hühnern umher spazierte, wurden besonders geschätzt. Und daß der Spitz des Kutschers, der mit allem Geflügel in offener Fehde lebte, die welschen Hühner neckte, und diese wie ein wohlgeordneter Heerhaufen mit lang vorgestreckten Hälsen von allen Seiten zugleich auf ihn eindringen, so daß er sich endlich auf den Bock des Wagens flüchten mußte, — das war auch ein Fest, das man nicht alle Tage hat.

Nach dem Frühstücke machte der Pächter mit seinen Gästen einen Spaziergang durch den Garten und auf den Wiesen umher, während die Frauen die Küche beschieden. Die Mädchen hatten sich der Kinder bemächtigt, die recht frisch und rund waren, und liefen mit ihnen auf und ab. Eduard trabte neben dem Vater her und hörte den landwirtschaftlichen Gesprächen zu. Der Großvater endlich hatte mit der Mutter der Pächterin Platz in der großen Laube genommen und ging mit ihr die alten Zeiten durch. Jedes war nach seiner Weise seelenvergnügt, und der Himmel, der wie ein reiner Kristall über der Erde lag, schaute auf ein ganzes Völkchen glücklicher Menschen herab, deren Heiterkeit so rein war wie er selbst.

Der Mittag kam schnell heran, und da den Gästen freigestellt wurde, ob sie im Hause oder im Garten essen wollten, wurde der Garten einstimmig vorgezogen. Da war es nun wieder erfreulich zu sehen, wie es bald um den Tisch auch von ungebetenen Gästen wimmelte. Die Hühner waren die kühnsten, und sie fragten nichts danach, daß eben auf dem Tische einige aus ihrer Herde zerlegt und gegessen wurden; etwas weiter entfernt hielten sich die Tauben; die meiste Freude aber machten den Mädchen ein paar Grasmücken, die von den nächsten Zweigen neugierig herabsahen und immer näher und näher kamen. Bis auf den Tisch aber waren sie mit aller Mühe nicht zu locken. Endlich — und das war wohl der größte Spaß — drängten sich auch zwei kleine Ziegen durch den Zaun — die Mutter war vorher keck darübergesprungen — und forderten mit lustigen Sprüngen ihren Teil an der Mahlzeit. Die alte Mutter wollte zwar die zudringlichen Gäste wegscheuchen; aber da wurde einmütig für sie gebeten. „War es denn im Paradiese anders?“ sagte der Großvater. „Säßen da die ersten Eltern nicht auch unter mancherlei Tieren, zahmen und wilden?“ Diese Fragen blieben unbeantwortet, aber das Wegscheuchen wurde unter der Hand fortgesetzt.

Nach aufgehobener Tafel — es war stattlich dabei hergegangen, und der Pächter hatte seinen guten Apfel- und Johannisbeerwein nicht gespart — nahm die Gesellschaft einen Lustgang auf den Meierhof vor, der dem alten Vater des Pächters gehörte. Der Weg ging meist auf

Wiesen und am Wasser hin, immer im Schatten und so eben und wohl-erhalten, daß auch der Großvater kein Bedenken trug, an dem Arme seiner Tochter die halbe Stunde zu Fuß zu gehen. So gut die ganze Gegend angebaut ist, so zeichnet sich doch die Besizung des alten Andreas — unter diesem Namen ist der alte Meier in der ganzen Gegend bekannt — gleich beim ersten Eintritt aus. Die Wiesen scheinen grüner, das Gras fetter und üppiger. Die Äcker sehen Gärten gleich. An den Rändern der Bäche, von denen die Wiesen durchschnitten sind, ziehen sich lange Reihen duftender Akazienbäume hin und teilen die Sammetteppiche in scharfe Vierecke. Alles ist ein Bild der Ordnung und liebevoller Pflege. Da nun alle ihr Wohlgefallen an dem schönen Besiztum bezeigten, sagte ihr Führer: „Und doch war alles, was Sie hier sehen, eh' es in die Hände meines Vater kam, ein zum Teil ver-umpftes, zum Teil dürres und verbranntes Land, auf dem kaum einige magere Kühe eine dürftige Nahrung fanden.“ — „Ist es möglich?“ fragte die Pfarrerin, „und wie lange ist das her?“ — „Es mögen einige fünfzig Jahre sein,“ antwortete der Pächter, „da kam mein Vater aus der Fremde hierher und kaufte die unbrauchbare Steppe für ein geringes Geld.“

Nachdem sie nun noch einige hundert Schritte gegangen waren, sagte der Pächter: „Sehen Sie, dort sitzt mein Vater in dem großen Nußbaume, ganz oben, und schlägt die Nüsse herab. Das läßt er sich nicht nehmen. Er ist noch ein rüstiger Mann, obgleich so hoch in den Jahren. Gott erhalte ihn!“ Dann ging er etwas voraus, begrüßte seinen Vater unter dem Baume und kündigte ihm den Besuch an. „Gut,“ antwortete er, „ich komme gleich,“ warf seine Stange herunter und stieg vorsichtig von einem Zweig zum anderen bis an den Stamm, den er behende herabglitt. Die Gesellschaft wurde freundlich empfangen. Es ist ein recht stattlicher Mann, dieser Andreas, ob er gleich etwas gebückt geht, und sein schneeweißes Haar tut seinem kräftigen Gesichte keinen Schaden. Dabei sieht ihm die helle Gutmütigkeit aus den Augen, und man muß ihm geneigt sein, ehe er noch den Mund aufgetan hat.

Nachdem nun die ersten Begrüßungen vorüber waren, bezeigte ihm die Pfarrerin ihre Verwunderung, daß er sich einer so gefährlichen Beschäftigung unterzöge. „Ich versuche meine Kräfte daran,“ antwortete der alte Andreas, „und es ist mir keine kleine Freude, in meinem achtzigsten Jahre noch das tun zu können, was ich im vierzigsten getan habe.“ Der Großvater fragte ihn, ob er die Feldarbeit wie sonst verrichte. „Meist wie sonst,“ war die Antwort, „nur etwas mehr Zeit brauch' ich dazu; und darauf kommt es nicht eben an. Ich könnte wohl ausruhen, und mancher wundert sich, daß ich nicht lieber müßig gehe. Mag müßig gehn, wer will; mir wäre das härter als die Arbeit;

denn ich bin nie ein Liebhaber vom Zusehen gewesen. Die Arbeit erhält mich gesund, und ich denke, zum Ausruhen ist noch Zeit genug, wenn sie einen ins Grab gelegt haben. Es ist ein altes Sprichwort, daß das Auge des Herrn die Herde fett macht; und ich denke, wo der Herr mit zugreift, blüht und grünt der Acker noch einmal so schön.“ Die Gesellschaft meinte, man sähe das wohl an dem seinigen. Dann traten sie in das Haus, wo gefällige Ordnung und Reinlichkeit, einfaches und festes Hausgerät, blanke Fensterscheiben und weiße Wände zu Gunsten des Besitzers sprachen. Auf dem Tische lag eine aufgeschlagene Bibel, an einer Wand hing ein Bildnis von Luther. Nach kurzem Aufenthalt im Hause traten alle durch die Hintertür in eine geräumige Laube, von Weinreben und Geißblatt überschattet, in welcher einige Näpfe mit saurer Milch aufgetragen wurden. Wer Lust hatte, langte zu; und die wenigsten verschmähten die angenehme Kost, die durch das aufgestreute Brot und den Zucker darüber noch einladender wurde.

Der Anblick der frohen Gesichter um seinen Tisch machte den alten Andreas ungemein heiter, so daß er selbst mit den Kindern umherging, um ihnen die Ställe mit dem wohlgenährten Vieh, die Bienenhäuser und Fischbehälter zu zeigen. Ihre zahlreichen Fragen wurden freundlich und genügend beantwortet, und der alte Mann wußte so angenehm zu sprechen, daß die kleine Lili, die sich zuerst vor seinem Barte gefürchtet hatte, es sich bald gefallen ließ, ihm auf den Armen zu sitzen. „Kinder sind meine größte Freude,“ sagte er, als er zu den anderen zurückkam und der Pfarrerin das Kind wieder zurückgab.

Unter heiteren Gesprächen war die Zeit der Rückkehr unvermerkt herbeigekommen. Der alte Andreas begleitete seine Gäste bis an den Pachtthof, wo ihm die Frauen entgegenkamen und mit herzlichem Händedrücken ihre Freude über sein Erscheinen bezeigten. Der Wagen war jetzt angespannt. Die Kinder wurden noch einmal abgeherzt, dann wurde runderum Abschied genommen, gedankt und baldige Rückkehr versprochen. Nicht leicht ist ein Versprechen so gern gegeben worden. Plaudernd und lachend kehrte die Karawane bei Mondschein nach Mainau zurück. Lili war mitten im Plaudern auf dem Schoße der Mutter eingeschlafen. Noch lange hatten alle von dem vergnügten Tage zu sprechen.

12. Der Musketier und sein Hauptmann.

Plaitner. Heil dir, o Oldenburg! Oldenburg 1901.

Vor Ladon, da steht ein Musketier;
Der nimmt den Franzmann aufs Visier.
Ein guter Schütze, nach jedem Schuß
Ein Welscher zu Boden sinken muß.

Da taumelt der Wackere; da sinkt er ins Gras,
 Das wird von seinem Blute naß.
 Die welschen Kugeln trafen gut.
 Heiß rinnt aus drei Wunden das rote Blut.
 Die Brüder blicket er flehend an:
 „Den Hauptmann ruft mir, den Hauptmann heran!“ —
 Sie schauen ihn an, sie fassen es nicht.
 „Der Hauptmann!“ die bebende Lippe spricht.
 Da naht schon der Führer, des er begehrt.
 Er kniet zu ihm nieder auf die Erd’.
 „Herr Hauptmann,“ spricht der Wunde leif’,
 „Ihr zürnt mir seit Weß schon, ich weiß, ich weiß! —
 Da schaltet Ihr mich, zwar hart, doch gerecht,
 Könnt Ihr mir verzeihen, Herr Hauptmann, sprecht?“ —
 Der blicket ihn tränenden Auges an
 Und neigt sich zu dem todwunden Mann.
 Die müde Rechte faßt er und spricht:
 „Der Bitte, Freund, bedarf es nicht.
 Wenn jemals Ihr gefehlt, so wißt:
 Dem Tapferen alles verziehen ist!“ —
 Da blitzt aus dem Auge des Wunden ein Strahl;
 „Habt Dank, Herr Hauptmann, viel tausendmal.
 Jetzt kann ich sterben frohgemut!“ —
 Die Lippe schweigt, heiß rinnt das Blut. —
 Der Donner rollt. Hurra tönt von fern. —
 Ein Tapferer ging ein zu seinem Herrn.

13. Der kostbare Stuhl.

Pleitner. Heil dir, o Oldenburg! Oldenburg 1901.

Der Bauer steht befangen
 Zu Oldenburg im Schloß.
 In Sammet und Seide prangen
 Sieht er der Diener Troß.
 Rings stehen an den Wänden
 Viel Stühle, goldeschwer,
 Er wiegt sie in den Händen
 Und prüft sie hin und her.

Da tritt der Graf ins Zimmer
 Und lachet überlaut:
 „Ich wette, Ihr habt nimmer
 Solch reichen Stuhl geschaut!“
 Der Bauer spricht bedächtig:
 „Herr, Ihr seid stolz und reich.
 Die Stühle sind gar prächtig,
 Doch meinem Sitz nicht gleich!“ —

„Ei,“ zürnt des Grafen Gnaden,
„Das ist ein schlechter Wit.
Ich will zu Gast mich laden
Bei Euch; zeigt mir den Sitz!“

Nicht lang, zieht aus dem Schlosse
Der Graf zu jagen aus,
Und hält auf stolzem Rosse
Bald vor des Bauern Haus.

Dienstfertig an der Pforte
Der Bauer steht bereit.

„Jüngst sprach Ihr stolze Worte;
Gedenkt ihr noch der Zeit?“

„Wohl,“ spricht er und geleitet
Den Herrn nach kurzer Frist
Dahin, wo ihm bereitet
Der seltne Sessel ist.

Mit Korn gefüllt vier Säcke
Schaut er dort, voll und rund;
Darüber eine Decke
Gebreitet, farbenbunt.

Er staunt, dann auf den reichen
Sitz sinkt er nieder schwer
Und lacht: „Auf einem gleichen
Saß nie ein edler Herr!“

Es will ihm wohlgefallen
Ein solcher Bauernwit.

„In meines Schlosses Hallen
War nie solch reicher Sitz!“

14. Das Mondlicht liegt auf bleicher Heid'.

Wagboldt. Heimat und Fremde. Oldenburg 1876.

Das Mondlicht liegt auf bleicher Heid',
Im Grau verschwimmt der ferne Wald,
So einsam ist es weit und breit,
Vom Moor der Unke Ruf erschallt.

Die Unke ist ein Königskind,
Die sitzt verzaubert tief im Moor,
Doch wer die rechten Worte find't,
Dem steigt als Jungfrau sie empor;

Und wer zur Braut sie sich erwählt,
Der wird ein König weit im Land; —
Der Schäfer hat mir's so erzählt,
Den ich am Saum der Heide fand. —

15. Der träumende See.

Julius Moser. Sämtliche Werke. I. Oldenburg 1863.

Der See ruht tief im blauen Traum,
Von Wasserblumen zugedeckt;
Ihr Böglein hoch im Fichtenbaum,
Daß ihr mir nicht den Schläfer weckt!

Doch leise weht das Schilf und wiegt
Das Haupt mit leichtem Sinn;
Ein blauer Falter aber fliegt
Darüber einsam hin.

16. Erhebe deine Schwingen.

Poppe. Am Zwischenahner See. Oldenburg 1869.

Erhebe deine Schwingen, O Lerche, von der Au! Heb an, ein Lied zu singen Vom Himmel, hoch und blau!	Es will nun Tag bald werden, Die Nacht ist nun vorbei; Wer singen kann auf Erden, Der sänge froh und frei!
Sing deiner Sonn' entgegen, Wenn strahlend sie erwacht, Sing Liebe, Glück und Segen, Daß uns das Herze lacht!	Erhebe dein Gefieder, Noch feucht vom Morgentau, Und schmettre hell hernieder Dein Jubellied zur Au!

17. De Dörpflock.

Von D. Thyen. Aus Poppe: Album oldenburgischer Dichter. 2. Auflage. Oldenburg und Leipzig. 1897.

De lütje Klock hoch in den Doorn
Hett dor all lange Jahren hungem.
In Freid so hell, in Trox so dump
Hett se bi Döp und Gräwnis klungen.
Hell klung se, wenn in Sömmernacht
Ut'n anner Dörp de Brägam keem,
As he na Krieg und heeten Dag
Sin Brut mit na de Karfen neem. —
Dump klung se, as de ole Ba'r
För immer slot de Dgen to; —
Dump klung se, as de Nawers trö
Um brochden hen tor lezten Koh. —
Hell klung se, as de jungen Burß'n
Hentrudden in den Krieg henut,
As se as Siegers wedderkeem'n,
Keep se dör't ganze Dörp so lud:
„Fräden! — Fräden! — is dat wedder,
Enig use dütsche Kiek, —
Gott mag sinen Segen gewen,
Volk un Kaiser, — ewiglik!“

Anhang

für Schulen des deutschen Nordwestens.

(Quarta.)

Inhalt:

Nr.	Seite	Nr.	Seite
1. Die Fehne Ostfrieslands	1	6. Graf Anton Günther	18
2. Das Moorbrennen und der Buchweizenbau	4	7. Das oldenburgische Wappen	21
3. Deiche und Fluten an der Nordsee Küste	8	8. Friesengruß	23
4. Das Weserufer von Bremen bis Bremerhaven	10	9. Friesenstolz	24
5. Die Einführung des Christentums in Oldenburg	15	10. Willehadus' Tod	25
		11. In den Ruinen einer Klosterkirche	26
		12. Auf der Heide singt die Lerche	26
		13. Himmelfahrt	26

I. Die Fehne Ostfrieslands.

Vorenwell und Hummel. Charakterbilder aus deutschen Gauen usw. Hannover, 1885.

Die Fehne (holl. veen = Moor) sind planmäßig angelegte Torfgräbereien, Kolonien im Moor, mit dem doppelten Zweck der Torfgewinnung und der Kultur des Untergrundes und zu dem Ende mit einem schiffbaren Kanal versehen. Überraschend ist der Eindruck einer Fehnanlage, wenn man sich derselben von der Moorseite naht. Stundenlang wandert man über die totenstille, einförmige, mit brauner Heide und spärlichen Gräsern bestandene Fläche des Hochmoors. Da tauchen endlich in der Ferne dunkle, große Torfhaufen auf, zwischendurch Schiffsmasten, die mit ihren flatternden Wimpeln im Moor zu stehen scheinen, Häuser, Mühlen und Bäume, von denen nur die Dächer, Flügel und Kronen zu erblicken sind. Munter fördern wir jetzt unsere Schritte, und bald tritt alles deutlicher hervor. Da durchzieht ein Graben die Fläche, von der Hand des Menschen ausgeworfen, als wolle man der Weite



eine Grenze ziehen; wir umgehen denselben oder durchschreiten ihn auf schlammigem Steg, kommen zwischen lange, schwarze Torfreihen und mächtige, graue Torfhaufen, die uns den Blick versperren, und stehen plötzlich am steil abgeschnittenen Rande des Hochmoors. Welch ein Gegensatz! Hinter uns die trostloseste Ode, vor uns das regste Leben an allen Enden! Ein breiter Kanal zieht sich in unabsehbarer Länge hin durch die blühende Landschaft, deren Reize durch den dunklen Hintergrund nur um so mehr hervortreten. Rechts und links am Ufer erheben sich in einer Entfernung von 50 bis 100 Schritt, je nach der Breite der Kolonate, kleine, strohgedeckte Häuser, deren Wände zuweilen nur aus Torf und Lehm aufgeführt sind, oft noch im Bau begriffen, aber doch schon umgeben von einem kleinen Gärtchen, für das man den Raum aus dem anstoßenden Hochmoore herausgeschnitten zu haben scheint. Fast vor jedem Hause liegt ein Schiff, an Wert oft die ganze Wohnung des Fehnbauern übertreffend. Wir steigen von dem schwammigen Moore nieder zu dem festen Untergrunde, auf dem sich die Fehne aufbauen, und, wohin sich der Blick wendet, überall begegnet er dem regsten Fleiße. Dort am Rande des Hochmoors ist ein „Blög“ von Torfgräbern, Männern und Frauen, noch geschäftig, die schwarze Masse aus der „Pütte“ (dem Torfschacht) zu heben und den nassen Torf in die Schläge zum Trocknen zu lagern, hier karren schwächere Kräfte, unter denen oft Kinder, den Schuljahren kaum entwachsen, den trockenen Torf von der Höhe ins Schiff; dort bringt man den herbeigeführten Überfluß der Marsch: Stroh, Dünger, Schlick und Kleierde ans Ufer, hier sind wieder andere tätig, die Haufen auf den neugewonnenen Untergrund zu bringen, der für die nächste Aussaat zu „Land“ gemacht werden soll. Fahrzeuge, mit Torf, Lehm oder Sand beladen, gehen ab, die schmucken roten und weißen Segel vom günstigen Winde gebläht, andere kommen mit allerlei Rückfracht wieder an, vom Schiffer selbst oder seinem Knecht am langen Seil gegen den Wind gezogen oder mit langen Stemmstöcken (Klötstöcken) vorwärts geschoben. Wir gehen am Kanal hinunter; immer weiter sind die braunen Ufer des Hochmoors, die das Fehntal begrenzen, zurückgedrängt; immer länger werden die „Aufftrecken“ kultivierten Landes, immer stattlicher die mit schattigen Linden umgebenen Häuser, immer größer die Gärten, die üppigen Kornfelder, die kleeigen Wiesen, auf denen dem Marschvieh gleichende Röhre grasen. Schiffshellinge und Werften, eine auffallende Erscheinung mitten im Lande, zeigen sich, Korn- und Sägemühlen und Gewerbebetriebe aller Art unterbrechen die Häuserreihen, stattliche Schulen und auf den größeren Fehnen auch Kirchen und Türme erheben sich, Zugbrücken und Stege verbinden die gegenseitigen Ufer, und in einer Stunde durchwandert man alle Entwicklungszustände von den ersten Anfängen einer Moorcolonie bis zum Dasein

eines blühenden Fleckens. Und doch liegt oft die Zeit noch kaum ein Menschenalter zurück, wo sich auf diesem lebensvollen Schauplatze nur Moor und Heide, unwirtbar und sumpfig, unbebaut und unbewohnt, dem Blicke darbotten! Woher der Wandel? Der schiffbare Kanal ist die Lebensader der Fehne, „die Mutter der Fehntjer, die ihnen Milch und Brot gibt“. Er verwandelt die grauenhaftesten Einöden in blühende Kolonien und schafft diese Musteranlagen, in denen Landwirtschaft und Schifffahrt sich gegenseitig die Hand reichen; durch ihn entsteht Handel und Wandel, Arbeit und Wohlstand. Freilich bedarf es dabei der beharrlichsten Tätigkeit seitens der Bevölkerung. Welche Mühe verursacht schon die erste Aushebung des Kanals und der spätere Unterhalt desselben, und welche eine Fülle von Arbeit liegt zwischen dem ersten Torfstich und dem kultivierten Fehnkolonat! Wenn zur Frühlings- und Sommerzeit in anderen Gegenden der Landmann noch süß von den Anstrengungen des Tages in den Armen des Schlafes ruht, sind die Pioniere des Moores, die Torfgräber, schon in voller Tätigkeit; selbst im Winter ruht die Arbeit der Landkultur nur dann, wenn der Frost ihr Halt gebietet. Wenn der Vater mit seinem „Wassermagen“ hinabfährt zur Stadt und in die Marschen oder vielleicht als Steuermann oder Kapitän auf einem größeren Fahrzeuge in fernen Landen weilt, schaltet die Frau mit den Kindern daheim und auf dem Felde, unterhält nicht bloß mit den Erzeugnissen der Wirtschaft das Hauswesen, sondern versorgt auch das Schiff mit Nahrungsmitteln aller Art. Bei diesem allseitigen Fleiße findet die Armut keine Stätte auf den Fehnen, und trotz der schweren Arbeit herrscht hier, mehr wie sonst bei den Bewohnern des Innern Ostfrieslands, ein frisches, dem Frohsinn und der Lust, Gesang und Scherz zugeneigtes Wesen, das auch, wie die sonst auf der Geest seltenen Fahnenstangen vor den Häusern beweisen, regen Anteil nimmt an dem öffentlichen Leben der Nation. Mag dies teils seinen Grund haben in dem durchschnittlichen Wohlstand und in dem sicheren Lohn, der auch dem jungen Kolonisten, der noch Jahre schweren Ringens und Schaffens vor sich hat, winkt und ihm bei jeder „Talfahrt“ in den älteren Teilen des Fehnes als Ziel vor Augen tritt, so trägt doch namentlich zu diesem Charakter der Fehne der Verkehr bei, in den ihre Bewohner mit der übrigen Welt treten. So werden hier Männer erzeugt, die, von früher Jugend auf an harte Arbeit gewöhnt, gestählt gegen alle Unbill der Witterung, mäßig im Genuß, beseelt von unermüdlicher Tatkraft und wagemutigen Unternehmungsgeist, sich wie keine im deutschen Vaterlande besser für den schweren und gefährvollen Seemannsberuf eignen. Der Kanal und des Vaters Schiff sind der Tummelplatz, auf dem die Fehnjugen gleich kleinen Hydrioten heranwachsen; das Wasser ist ihr erster, bester und liebster Freund, ihr Bekannter von den Tagen der Kindheit



an, im Sommer beim „Budden“ und Baden, im Winter auf dem Eise. Früh lernen sie, mit Boot und Jolle fertig zu werden, zu steuern und die Segel zu stellen, früh selbst den Schiffsmast zu erklettern. „Und von dem kleinen Rahne geht's flugs ins große Schiff.“ Ob der Knabe Schiffer werden, ob er „zur See“ wolle, das ist bei den wenigsten die Frage, das versteht sich von selbst, und so erklärt es sich, daß nicht die Marschen der Flußufer und der Meeresküste, sondern die Fehne die Heimat unserer Schiffer, die Pflanzschule unserer Marine sind, daß man unser seefahrendes Volk da suchen muß, wo man es am wenigsten erwarten sollte, im Binnenlande, mitten im Moore, mehrere Meilen von der See und selbst von den Flüssen entfernt; daher auch das Vorkommen von Steuermannsschulen, wie die zu Timmel und Rhaudefehn, fern von den Küsten des Landes.

2. Das Moorbrennen und der Buchweizenbau.

Poppe. Zwischen Ems und Weser. Oldenburg und Leipzig, 1888.

Das Moor, auf dem Buchweizen gebaut werden soll, muß zunächst entwässert werden. Dies geschieht dadurch, daß man kleine Gräben, sog. Gruppen, durch das Moor zieht. Diese Arbeit beginnt schon im Herbst und wird während des Winters fortgesetzt, wenn eine gelinde Witterung es zuläßt. Die Gruppen sind etwa sechs Schritt voneinander entfernt, 60 bis 90 cm breit und 45 bis 60 cm tief. Die herausgegrabene Moorerde wirft man nach beiden Seiten. Auf diese Weise entstehen lange, schmale Äcker, die hin und wieder noch von Quergruppen durchschnitten werden, so daß alle Abzugsgräben in Verbindung stehen. Nun nimmt der „Moorcker“, so heißt der Moorbewohner, eine Hacke, haut damit in den Boden und reißt mit einem Rucke große Moorschollen um, die unordentlich durcheinandergewürfelt den Winter über liegen bleiben und durchfrieren, so daß sie mürbe und locker werden. Im nächsten Frühjahr werden die Gruppen nachgesehen und aufgeräumt und auch die Schollen wieder aufgekrakt, damit sie locker liegen. Im zweiten Jahre ist jedoch das Hacken überflüssig; es bedarf alsdann nur einer Auflockerung des Bodens vermittelt einer Hacke. Die Schollen werden im April oder Mai zum Trocknen zu kleinen Haufen aneinander gestellt. Sind sie genügend abgetrocknet, so beginnt das Moorbrennen. Die Haufen werden angezündet und die brennenden Schollen gegen den Wind auf dem Acker überall umhergeworfen, damit auch die auf dem Boden liegenden Stücke sich entzünden. Beim Brennen hat der Moorcker schwere, dicke Holzschuhe an und eine langgestielte, alte, durchlöchernte Pfannkuchenpfanne in der

Hand, mit der er die glimmenden, schmauchenden Moorflöße auflodert und gegen den Wind wirft. So steht er mitten im dicken Rauch. Nicht bloß Männer, sondern auch Frauen und Kinder verrichten dies Geschäft. Wohl gehört eine urgesunde Brust dazu! Die Tränen laufen dem Moorbrenner fortwährend über die Backen, und manchmal schrickt er, das Gesicht verziehend, in die Höhe, weil ihm ein Funke auf die Hand fiel, oder gar durch Strümpfe und Hosen brannte. Aber alles dies läßt er sich nicht verdrießen. Überall ist er bemüht, die Verbreitung des Feuers über die angrenzenden Heidefelder zu verhindern, die Schollen auseinanderzuwerfen und das Feuer gleichmäßig über den Acker zu verbreiten.

Es kommt nicht darauf an, daß das Feuer in Flammen auslodere, vielmehr ist es besser, wenn es gelinde brennend und schmauchend fortschreitet. Daher dürfen die Schollen auch nicht allzu trocken werden, damit sie nicht vollständig verbrennen, sondern nur anbrennen. Durch die Hitze wird eine Zersetzung des Bodens bewirkt und demselben die überflüssige Humussäure, die das Wachstum hindert und die im Moorboden im Übermaß vorhanden ist, entzogen. Darin eben besteht größtenteils die befruchtende Wirkung des Brennens; die Asche allein tut's nicht.

Bei anhaltender Dürre im Frühlinge kann das Moorbrennen gefährlich werden. Das Feuer brennt nämlich immer tiefer ins Moor hinein, so daß es nicht gelöscht werden kann; es wird manchmal vom Winde fortgeweht und verursacht alsdann große Heide- und Waldbrände, ähnlich den Steppen- und Präriebränden.

Der von den nordwestdeutschen Mooren zur Zeit des Brennens aufsteigende Qualm bildet eine ungeheure Rauchwolke, die sich dann über eine weite Länderstrecke verbreitet, über Holland, das mittlere und südliche Deutschland, bis in die Schweiz hinein. Der Moorrauch ist somit eine wahre Landplage, und man hat alle Ursache, ihn zu verwünschen, weil er uns die schönsten, sonnigsten Tage des Frühlings verdirbt. Welch einen brandigen, moderigen Geruch verbreitet er! In welchem dichten, undurchdringlichen Nebel hüllt er Himmel und Erde! Die Sonne vermag ihn kaum zu durchbrechen; wie eine blutrote Scheibe steht sie am Himmel. Alle Gegenstände erscheinen in einer gelbrötlichen Färbung, wie wenn man durch ein ähnlich gefärbtes Glas schaut. Unsere Brust atmet beklommen, unsere Stimmung ist niedergedrückt. „Ganz Deutschland merkt's, wenn unsre Moore brennen!“ wie's in einem Liede heißt. Nur die muntere Lerche steigt trotz Qualm und Rauch zum Himmel empor und schmettert hoch aus heitrem Blau ihre Frühlings- und Freiheitshymne zur bedrückten Erde hernieder.

Daß man den Moorrauch in Süddeutschland „Höhenrauch“ nennt,

ist bekannt, desgleichen, daß ihn sogar Gelehrte für ein zersetztes Gewitter hielten usw. Wir wissen besser, wo seine Heimat ist, weil wir das Vergnügen haben, seine Landsleute zu sein. Man hat dem Moorrauch viel Böses nachgesagt, z. B. daß er dem Pflanzenwuchse schädlich sei, daß er das Abfallen der Obstblüten verursache, daß er Regen und Gewitter zurückhalte usw. Wir lassen es dahingestellt, was Wahres an diesen Beschuldigungen sei.

Ist das Feuer erloschen, so wird der Buchweizen gesät. Dies geschieht von Mitte Mai bis Mitte Juni.

Auf neuem Lande wird der Same eingehackt, auf älterem, schon festerem Lande wird er mit einer kleinen Egge eingeeget. Weil häufig der weiche, zitternde Moorboden kein Zugvieh tragen kann, so spannen sich Mann und Frau vor die Egge und verrichten einmütig, mit vornüber gebeugtem Oberkörper, die schwere Arbeit des Ziehens. Wahrlich, hier kann wohl von einem „Ehegespann“ die Rede sein!

Die zarten, aufgegangenen Buchweizenpflanzen werden häufig von Nachtfrösten zerstört, alsdann sät man, wenn die Zeit es gestattet, zum zweiten Male. Nach Johanni (Juni 24) sollte man aber nicht säen, weil sonst die Körner zu spät reif werden und nicht selten durch den Herbstregen leiden.

Welch ein frisches, zartes Grün zaubert der Buchweizen mitten ins schwarze Moor! Wie hübsch geformt sind die Blätter, deren jedes einzelne ein Herz bildet! Wie glänzend und zartrötlich ist der 30 bis 60 cm (1—2 Fuß) hohe, ästige Stengel! Und nun erst die zierliche Blüte, wie zart, weißrötlich, gleich einer verschämten Maid, sieht sie aus! Ein blühendes Buchweizenfeld im düstern, eintönigen Moor gleicht einem weißen, ausgebreiteten Tischtuche, und unwillkürlich fällt einem dabei das Frühlingslied von Wilh. Müller ein:

„Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land,
Die weißen, duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?“

Und jede einzelne Blüte ist „ein Becher voll süßer Dünste Schaum“, ein Kelch voller Honig. Die Zeit der Buchweizenblüte ist die Erntezeit der Bienenzüchter oder Imker, ebenso wie die Zeit der Rapsblüte es in der Marsch ist. Nahe beim Buchweizenfeld, in der Heide, hat der Imker seine Bienenkörbe in einer langen Reihe aufgestellt, entweder im Schutze eines alten Erdwalles oder unter einem niedrigen, langen Schirmdache, einem sog. Bienenschelf, das aus Heide- und Moorsoden aufgebaut ist. Von hier aus fliegen die Bienen summend dem duftenden Buchweizenfelde zu. Wie ist alles so still ringsum! Die Luft zittert und flimmert im warmen Sonnenschein; man hört nichts als

das Gesumm der Bienen und das Trillern und Wirbeln auf- und niederschwirrender Lerchen hoch in blauer Luft. Der Inker wandelt bedächtig vor seinen Bienen auf und ab und bläst blaue Rauchwolken aus seiner kurzen, braunen „Däffe“ (Pfeife) gen Himmel, oder er lehnt an einer einsamen Birke und „träumt von seinen Honigernten“. Eine sonnigere, friedlichere Idylle vermag kein Dichter zu erfinden.

„Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.“

Th. Storm.

Auch die Buchweizenernte ist nicht ohne Poesie. War die Witterung günstig, so geht sie Anfang September vor sich, sonst aber später. Der Buchweizen wird mit der Sense oder Sichel geschnitten oder — wenn er sehr kurz geblieben ist — mit der Hand ausgerauft. Dies geschieht schon, wenn die oberen Körner noch grün sind; denn wollte man warten, bis auch diese reif geworden, so würden die unteren und schwersten abfallen. Die Buchweizenschöfe werden nicht gebunden, weil sonst die Körner abgestreift würden, wohl aber in Hocken lose aneinandergesetzt. Das Dreschen des Buchweizens geschieht, wie das des Kaps, gewöhnlich im Freien, auf dem Acker. Wollte man ihn vom Moore nach Hause fahren, so würden viele Körner unterwegs verloren gehn; auch erlaubt manchmal der weiche Moorboden nicht, daß man mit Pferden und Wagen darauf fährt, zumal wenn der Spätsommer und Herbst regnerisch sind. Die Dreschtemme ist bald hergerichtet. Man reinigt nur mit einem Spaten den Boden von Stoppeln, ebnet ihn und drischt etwas Buchweizenspreu hinein. Die Schöfe werden nun aufrecht nebeneinander hingestellt und abgedroschen, die Körner auf einen großen Haufen zusammengeschoben und das Stroh an den Seiten aufgetürmt. Wie das Kapsdreschen in der Marsch, die Roggenernte auf der Geest und die Traubenlese am Rhein, so ist auch das Buchweizendreschen ein wahres Volksfest. Alt und jung, Männer, Frauen und Kinder ziehen alsdann ins Moor und dreschen vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang. Dabei muß der Tag schön und sonnig sein; denn sonst gehen die Körner nicht vom Stroh. Die Flegel blitzen und tanzen in der Sonne, die Körner springen, das Stroh fliegt, der Schlag der Dreschflegel tönt dumpf übers stille Moor, daß es klingt wie: „De Bokweetenpuffer, de Bokweetenpuffer!“ —

Der Ertrag des Buchweizens fällt sehr verschieden aus. Zuweilen erhält man nur die Einsaat wieder, manchmal trägt der Buchweizen aber auch zwanzig-, dreißig-, ja vierzigfältig. Ein plattdeutsches Sprichwort sagt: „De Bokweeten is en Slumpforn, un wenn he gerat, so is't en Plumpforn;“ d. h. es ist ein Zufall, ein „Slump“, daß der Buchweizen einschlägt, wenn er aber gerät, so wirft er ein Bedeutendes ab, er fällt, „plumpt“ dann schwer in die Säcke und füllt

den Beutel mit Geld. Der Preis des Buchweizens richtet sich nach dem des Roggens. Aus unserm Oldenburger Lande wird der Buchweizen meist nach Amsterdam verkauft, wo er in einem sehr guten Rufe steht. War die Ernte gut, so ist der Buchweizenbauer obendrauf. Es gibt solche, die 132 (2 Last), ja 198 bis 264 Scheffel (3 bis 4 Last) gewinnen und für einige hundert Taler davon verkaufen. Nun können Bäcker und Krämer bezahlt, auf dem Grundstücke haftende Schulden abgetragen, Schweine gemästet, die Hütte kann in ein ordentliches Wohnhaus umgewandelt oder dieses, wenn es schon vorhanden, verbessert und eine Kuh angeschafft werden usw. Der Moorbauer, der sonst mit Kummer und Sorgen dem Winter entgegensah, ist jetzt ein geborgener Mann. Für ihn liegt die Poesie des Buchweizens einzig und allein in der praktischen Anwendung desselben.

3. Deiche und Fluten an der Nordseeküste.

Hermann Ullmers. Marschenbuch. 2. Aufl. Oldenburg, 1875.

Niemand kann mit so stolzem Selbstgeföhle seinen Heimatsboden besitzen als der Bewohner der Marschen, der ihn zum Teil geschaffen und mühevoll errungen hat, der ihn jahraus, jahrein mit ungeheurer Kraft und Ausdauer behaupten und verteidigen muß gegen die wilden, ewig wühlenden und spülenden Fluten. Die gesegneten Fluren, die er bewohnt, die mächtige grüne Ebene mit ihren buschreichen Dörfern, mit Turmspitzen und stattlichen Bauergehöften, mit Saatzfeldern und Viehscharen, mit Rädergerassel und Sensenklang, mit Taubengeflatter und Lerchengeschwirr, waren einst nichts anderes als ein weites, sumpfiges Rohrfeld oder gar ödes, kahles Watt ohne allen Pflanzenwuchs, und sie würden sofort wieder in den alten wüsten Zustand übergehen, wenn einmal die Deiche verschwänden.

In diesen Deichen, die sich gleich mächtigen Festungswällen in der ganzen Länge der Marschen schützend vor ihnen herziehen, sehen wir die erste aller Bedingungen des Daseins jener reichen, blühenden Ufergebiete; von ihrer Erhaltung hängt das Wohl und Wehe vieler Tausende, ja das Dasein ganzer Landstriche ab.

Um aber ganz die hohe Wichtigkeit und Bedeutung der Deiche zu begreifen, muß man einmal eine gewaltige Sturmflut mit angesehen haben; denn wer ein solches Ereignis nie erlebte, wird sich schwerlich von der Größe und Schrecklichkeit desselben eine Vorstellung machen können. Die rechte Zeit der Sturmfluten ist vom Oktober bis zum April.

Wenn eine Zeitlang ein anhaltender Westwind weht, der große Wassermassen in den Kanal treibt und, sich nach Nordosten oder Norden

umflegend, diese nun gegen die Küsten und weit in die Flüsse hinaufpeitscht, wenn sich dazu noch eine Springslut gesellt: dann steigen die wilden Wasser oft zu einer Höhe und Furchtbarkeit, die einem das Herz erbeben macht.

Aber ruhig erwartet sie der Marschbewohner; weiß er doch, daß seine Deiche hoch und stark genug sind, ihm sicheren Schutz zu gewähren. Höchstens mag ihm ein trüber Gedanke an die Mühen und Kosten der Deicharbeit kommen, die wenige Stunden herbeiführen können.

So steht er, unbekümmert um den heulenden Sturm, auf der Klappe des Deiches und schaut in ernstem Sinnen auf die wallenden Fluten, von denen er genau weiß, wann sie gegen den Deich heranströmen werden.

Noch ist das Vorland trocken, noch sind die Fluten in ihrem Bette; doch man sieht schon, wie sie toben, wie sie sich bäumen und die weißen Zähne zeigen, als harrten sie voll Ungeduld der Stunde, wo eine höhere Macht ihnen das Zeichen zum Angriffe gibt.

Jetzt nahen sie. Lauter und lauter wird das Brausen und Donnern. Sie erreichen das Vorland, in kurzer Zeit ist es bedeckt und heut nun, so weit das Auge reicht, nur eine einzige wilde Wassermüste, deren Schaumkämme glänzendweiß gegen das trübe Grau der Wogen abstechen. Kein Schiff ist weit und breit zu erspähen, alle sind sie vor dem Sturme in sichere Buchten geflüchtet. Nur hier und dort kündigt ein einsamer Weidenbaum, der mit seinem nickenden, wild zerzausten Haupte aus den Fluten ragt, daß da unter den wilden Wogen grünes, fruchtbares Land liegt.

Und noch immer höher schwillt das Gewässer; jetzt ist auch der Fuß des Deiches beslutet, endlich der Deich selbst, und es beginnt durch den Widerstand desselben eine furchtbare Brandung, ein wahrhaft majestätisches Schauspiel. Mit zerstörender Gewalt schnaubt Woge auf Woge an ihm hinauf; kaum wird die erste zurückgewiesen von seiner Schrägung, als schon die nächste mit erneuter Wut heranrollt. Dazu steigt die Flut noch mit jedem Augenblicke. Hoch bäumen sich die wilden Wasser empor und schauen gierig über den Deich ins gesegnete Land. Sie schleudern weit hinein ihren stäubenden Schaum, als ob sie der Anblick ihres alten Eigentums mit doppelter Wut erfüllte. Dazu der heulende Sturm, der des Himmels dunkle Regenwolken in rasender Eile vor sich hinjagt; Scharen segelnder Möwen, die umsonst mit dem Winde kämpfen, bis sie ermattet sich auf die geschützten Wiesen und Äcker flüchten, und endlich hier und da ein Marschbewohner, der trotz Sturmgewalt und Wogendrang sich mühsam längs des Deichs durch den spritzenden Schaum arbeitet, um zu erspähen, ob ihm nicht die Fluten einen Balken oder einige Bretter oder sonst eine Beute zutreiben: alles dies vereint, gibt ein Bild von wilder Großartigkeit.

Doch der Marschbewohner blickt noch immer kalt und ruhig in den

Aufruhr. Hat nur der Deich hinreichende Höhe und Breite, so wird er nicht vor einer Flut weichen, ob auch ihre Wogen noch so mächtige Stücke herausreißen und noch so tiefe Höhlungen in seinen Leib wühlen. Doch wehe ihm, wenn das Wasser so hoch steigt, daß es mit dem Gipfel des Deiches gleich wird. Vom unablässigen Bespülen ist dann bald die festgetretene Kappe erweicht, und das Schicksal der Menschen hängt oft nur noch an einem Haar. Die geringste Lockerheit des Erdreiches, ein einziges Mäuseloch oder ein Maulwurfsgang kann jetzt Ursache des größten Unglückes werden. Durch die kleinste Rinne dringt sofort das Wasser, spült sie schnell weiter, und im Nu reißt ein Stück der Kappe fort.

Ist aber das geschehen, so ist auch ein Deichbruch unvermeidlich; denn mit furchtbarer Gewalt dringt jetzt die hoch aufgestaute Flut durch die entstandene Öffnung, die mit jeder Minute breiter und breiter wird. Da endlich bricht auch das letzte noch feste Erdreich bis auf den Grund fort. Durch nichts mehr gehemmt, schießt donnernd und brausend der rasende Strom durch die weite Gasse dahin. Er wühlt tief den Grund auf, reißt alles, was er auf seinem Wege findet, mit sich fort, zertrümmert Häuser im Nu, reißt Bäume aus, begräbt Menschen und Tiere in seinen Fluten und verwandelt bald die weite, ruhige Marschebene in eine wilde, graue Wasserfläche.

Sowie sich daher eine Kappstürzung zeigen will, wird in höchster Hast das Möglichste aufgeboten, um dieselbe zu verhindern. Sandsäcke, Mist, Stroh, Balken, Bretter, alles, was nur irgend dienlich sein kann, wird zur Verstärkung auf die bedrohte Stelle gebracht. Ja, als bei der großen Flut am 21. Oktober des Jahres 1845 die hochgeschwollenen, unablässig heranbrausenden Fluten bereits anfangen, sich oben durch die Kappe des Deiches vor dem Dorfe Offenwarden einen Weg zu bahnen, als eine Kappstürzung mit jeder Minute voranzusehen und dann ein vollendeter Deichbruch unvermeidlich war: da warfen sich die Einwohner des Dorfes, an ihrer Spitze der Ingenieur Schröter, ein Enkel des Astronomen, voll Mut mit ihren Leibern auf die Deichkappe. Jeder ein Bündel Stroh vor sich, lagen sie hier so lange im Sturm und Wogendrang, bis das Wasser gefallen und die Not vorüber war. So retteten sie mit Gefahr ihres Lebens unter der unsäglichsten Anstrengung ihr Heimdorf.

4. Das Weserufer von Bremen bis Bremerhaven.

Dorenwell und Hummel. Charakterbilder aus deutschen Gauen usw. Hannover, 1885.

Kein Reisender, den sein Weg nach Bremen führt, sollte es versäumen, einen, wenn auch nur kurzen, Abstecher nach Bremerhaven zu machen. In der Nähe der Eisenbahnbrücke in Bremen nimmt ihn ein

Dampfschiff des Lloyd auf und führt ihn an den rauchenden Schloten des Fabrikviertels und einigen Schiffswerften vorbei aus der Stadt in das Freie. Dort breitet sich zu beiden Seiten eine grüne Ebene aus. Von Eichen beschattet schauen Dörfer und Höfe über den Deich; dahinter sieht man auf üppigen Weiden die prächtigsten buntgefleckten Rinder weiden. Lange Faschinenbauten zur Stromregelung — anderswo Bühnen, hier Schlingen genannt — strecken von beiden Seiten ihre mit Weidengebüsch bewachsenen Arme in den Fluß; dazwischen stolziert beutesuchend am Ufer der graue, beschopfte Reiher. In einiger Entfernung fließt links die Dchtum, ein Moorfluß, welcher einst einen fast zu Tode gehezten deutschen Dichter vor seinen Verfolgern, den hessischen Landjägern, rettete. Seume nennt in seiner Selbstbiographie diesen Fluß allerdings die Hunte, aber jeder, der die Gegend kennt, oder auch nur einen Blick auf die Karte wirft, begreift ohne weiteres, daß hier ein Irrtum vorgelegen und daß Seume die beiden Namen miteinander verwechselt hat. — Jenseits der Dchtum liegt das Schlachtfeld von Altenesch, auf welchem 1234 der friesische Stamm der Stedinger von einem überlegenen Kreuzfahrerheere vernichtet wurde. Mit beispielloser Hartnäckigkeit hielten die todesmutigen Bauern unter ihren Führern Bolke von Bardenfleth, Tammo von Huntep und Detmar tom Diek gegen die besser bewaffneten, von ihren Priestern fanatisirten Ritter stand, welche der Erzbischof von Bremen im Bunde mit vielen Fürsten und Grafen in das dem päpstlichen Bannfluche und der Reichsacht verfallene Friesenland geführt hatte, bis endlich ein geschlossener Reiterangriff des Grafen Dietrich von Kleve den Tag zu gunsten des Kreuzheeres entschied. Tausende erschlagener Bauern tränkten mit ihrem Blute den so tapfer verteidigten Boden ihrer Heimat. Ein einfaches Denkmal, dicht am Deich gelegen, zeigt die Stelle an, wo das Stedinger-volk im Kampfe für Freiheit und Glauben seinen Untergang fand. Die Dchtum mündete früher weiter stromaufwärts als jetzt.

Zwei Meilen unterhalb Bremen liegt malerisch auf grünbewachsener Hügelreihe das kleine Städtchen Vegesack. Sein Hafen hat jetzt freilich geringe Bedeutung, aber mehrere ansehnliche Schiffswerften zeigen, daß hier noch immer ein reges Leben herrscht. Vor Vegesack ergießt die Lesum ihr braunes Moorwasser in die gelben Fluten der Weser. Links nach wie vor die flache, fruchtbare Stedingermarsch, rechts steile Sandufer und hügeliges Land. Von seinem Rande schauen überall die freundlichen Villen und Landsitze bremischer Kaufleute herab. Bis Vegesack ist die Weser nur ein Fluß zu nennen; von hier aus erweitert sie sich zum majestätischen Strome. Ebbe und Flut machen sich fühlbar; die Deiche werden dementsprechend höher und stärker; stattliche Rohrfelder ziehen sich an den Ufern hin, welche durch kostspielige Schlingenbauten

vor der abspülenden Wirkung des Wassers geschützt werden, während dadurch gleichzeitig das Fahrwasser vertieft und neuer Boden außerhalb der Deiche gewonnen wird. Fahrzeuge mit schwellenden Segeln gleiten vorbei, bald Fischerflupen von Helgoland oder Norderney, die Schellfische und Butten nach der Stadt bringen, bald Blankeneser Ewer, bald Tjalken von der Ems, bald eine holländische Kuff mit der ganzen Familie an Bord. Der Mann steht mit dem Sohne vorn am Fock, während die Frau, ihr Jüngstes auf dem Rücken, mit kräftiger Hand das Steuer führt und dabei noch Zeit findet, die anderen zu ihren Füßen spielenden Kinder zu bewachen. — Rauchende Dampfer mit langen Zügen tiefbeladener Lastfahne im Schlepptau arbeiten sich mühsam stromaufwärts; an beiden Seiten, besonders aber an der linken, folgte früher eine Schiffswerft auf die andre. Hoch ragten Rumpf und Masten der im Bau begriffenen Holzkolosse über Deiche, Häuser, Bäume und das niedrige Land. In jedem Jahre liefen hier 60 bis 70 Fahrzeuge, und zwar meist größere, vom Stapel; der Zuwachs, den die Reederei dadurch erhielt, betrug jährlich 14 000 bis 15 000 Last. Viel davon wurde übrigens auf fremde Bestellung gebaut und ging in das Ausland. Dies ist nun jetzt freilich durch die Einführung der eisernen Schiffe anders geworden.

Der Dampfer erreicht jetzt die Mündung eines Flusses. Es ist die von Oldenburg kommende Hunte, und um sie her liegt das freundliche Städtchen Elsfleth mit einem gotischen Denkmal, welches an die Einschiffung des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Öls mit seiner schwarzen Schar erinnert. Hier erreichte nämlich das mutige Häuflein, welches sich, den vom französischen Kaiser dargebotenen Frieden verschmähend, entschlossen den Weg durch das vom Feinde besetzte Vaterland gebahnt hatte, das Ende des ruhmvollen Rückzuges. Wie einst am fernen Pontus die zehntausend Griechen mit lautem Thalattarus, so begrüßten hier die wackeren Braunschweiger das rettende Meer. Englische Schiffe nahmen sie auf und führten sie nach den britischen Inseln, wo sie, glücklicher als die bei Stralsund überfallene und vernichtete Schillsche Schar, den Tag der Befreiung erwarten konnten.

Auch das rechte Ufer ist wieder flach geworden. Wer nur für Berg und Wald Sinn hat, mag nun umkehren. Kein einziger Hügel unterbricht von jetzt an die Einförmigkeit der unabsehbar sich streckenden Marschebene. Eine Eschengruppe, eine Windmühle, eine rauchende Ziegelei, ein spitzer Kirchturm, — das ist alles, was über Feld und Wiese emporragend dem Auge einen Ruhepunkt gibt. Desto lebhafter wird der Strom, der sich fortwährend spaltet und mit seinen träge fließenden, geschlängelten Armen große Inseln, sogenannte Platen, umfaßt. Über viele derselben geht bei jeder höheren Flut das Wasser hin;

andere, welche den gewöhnlichen Überschwemmungen schon entzogen sind, liefern die schönsten Futtergräser. Die Ränder sind ebenso wie die Ufer des außerhalb der Deiche liegenden Vorlands mit wogenden Schilf- und Rohrfeldern eingefast, aus denen das Land silbergrauer, mattglänzender Weiden quillt. Das Land, welches schon niedriger als der Flutspiegel liegt, wird teilweise durch vom Winde getriebene Schöpfmühlen mit Wasserschnecken und Paternosterwerken, teilweise durch Siele entwässert. Letztere sind Öffnungen im Deich mit gewaltigen Toren, welche sich beim Steigen der Flut von selbst schließen, bei fallendem Wasser aber durch den dann von innen wirkenden stärkeren Gegendruck öffnen und den angesammelten Binnengewässern den Ausfluß nach außen gestatten.

Gleichzeitig dienen die Siele als Schleusen für kleine Fahrzeuge, welche von der Weser in die Kanäle und schiffbaren Gräben des inneren Landes gehen. Die Mündung eines jeden Siels bildet in dem Außen-deichsland einen tiefen Einschnitt — das „Tief“ genannt —, welcher von Rähnen und Küstenfahrern als Hafen benutzt wird. — Das sich vom Deck des Dampfers darbietende Panorama ruft bei den Reisenden die Erinnerung an Bilder der holländischen Schule wach, auf denen man ganz ähnliche Landschaften sieht. In der That ist ja auch der Charakter der norddeutschen Alluvialebene fast ganz der nämliche wie der des benachbarten Holland. Die Bevölkerung beschäftigt sich hier wie dort vornehmlich mit Ackerbau und Viehzucht, Handel und Schifffahrt, und die gleichen natürlichen Verhältnisse ergeben die gleiche Art des Betriebs. Hier wie dort die ragenden Windmühlen, die reinlichen und behäbigen Bauernhäuser, die Schöpfmühlen und Siele, die fetten, im üppigsten Grün prangenden Wiesen mit den stattlichen, buntgefleckten Rinderherden; hier wie dort dieselbe Bauart und Tafelung der Küstenfahrer und Flußschiffe, der Gallioten, Tjalken, Kuffe und Smaken mit ihren braunen, geteerten Segeln. Selbst Mundart, Tracht und äußere Erscheinung des Volkes zeigen unverkennbare Spuren der nächsten Verwandtschaft, wenn auch durch die seit Jahrhunderten bestehende politische Trennung allmählich ausgeprägtere Verschiedenheiten hervorgetreten sind.

Weiterhin kommt Brake in Sicht, der oldenburgische Seehafen. Früher lagen die Schiffe hier zu langen Reihen im Strome selbst; weil sie aber auf diese Weise der vollen Kraft des Eisganges ausgesetzt waren, so hat man neuerdings ein Hafendock ausgehoben. Vor der Gründung Bremerhavens, als alle größeren Schiffe wenigstens bis hierher aufsegeln mußten, war Brake ein belebter Ort. Auch von der deutschen Flotte weiß es zu erzählen, unter andern wurde hier weiland „Erzherzog Johann“ — Räderdampfregatte des Reiches — in einem eigens zu diesem Zwecke gegrabenen Trockendock aufgezimmert. Das Dampfschiff fährt im Zickzack, bald am rechten preussischen, bald am linken olden-

burgischen Ufer anlegend. Unter den Stationen ist nur Nordenham erwähnenswert, als Ausgangspunkt eines blühenden Viehhandels. Wahrscheinlich sieht man am Anlegeplatz einen eisernen Lloyd-Dampfer; vielleicht ist er gerade damit beschäftigt, seine lebendige Ladung einzunehmen, welche ihm unter den Seeleuten den wenig fein klingenden Namen „Ochsendampfer“ zugezogen hat. Das stattliche Oldenburger Marschenvieh wird von hier aus in großen Mengen nach England exportiert; im Jahre 1872 z. B. 13 000 Rinder, 17 000 Schafe usw.

Von nun an weichen die Ufer in weite Ferne zurück; immer mächtiger wird der Strom; das Wasser wird salzig und gewinnt entschieden die Oberhand über das Land. Wer die See noch nicht gesehen, kann hier besonders bei steifer Brise eine annähernde Vorstellung davon erhalten. Möwen lassen ihren schrillen Schrei ertönen und umflattern in graziösem Fluge den Dampfer, der in den stärker gehenden Wellen bereits zu schwanken beginnt. Mancher landgewohnte Passagier mag leise Anwandlungen der Seekrankheit verspüren; man erblickt wenigstens nicht selten recht lange und bleiche Gesichter an Bord. Eine letzte Wendung, und ein weiter Busen gelblich-trüben Wassers öffnet sich vor unseren Augen, welchen im Westen und Osten die verschwindende Linie der Deiche umsäumt, während nach Norden sich der unbegrenzte Meereshorizont ausbreitet. Eine frische Seebrise bläst uns entgegen; es gilt Hüte und Mützen festzuhalten. Da geht vielleicht ein bei solchen Expeditionen immer sehr unpraktischer schwarzer Zylinder über Bord und tanzt unter allgemeinem Gelächter, in das nur der erschrockene Eigentümer nicht einzustimmen vermag, in dem weißschäumenden Kielwasser nach hinten. Da spritzen Wellen über den Bug und überschütten die vorn stehenden Passagiere mit einem Sprühregen salzig schmeckenden Wassers, was bei den reinen „Landratten“ als erster Gruß vom Meere in der Regel einen freudigen Jubel erregt, während die Matrosen und das seegewohnte Volk an Bord mit überlegenem Lächeln dreinschauen. Bei stürmischem Wetter hat der Fluß-Dampfer übrigens Mühe genug, diesen Busen zu kreuzen und das Ziel seiner Fahrt zu erreichen, besonders wenn Wind, Gezeit und Wellenschlag ihm entgegen sind. Während er seine Schaufeln oder seine Schraube wacker arbeiten läßt, haben wir Muße, uns zu orientieren. Links am oldenburgischen Ufer liegt das Dorf Bleyen mit seiner mandelförmigen Kirchturmspitze; gegenüber schimmert eine lange Kette roter Ziegeldächer über den Deich. Das ist Bremerhaven = Geestemünde.

5. Die Einführung des Christentums in Oldenburg.

Bilder aus der Oldenburgischen Geschichte. 2. Auflage. Oldenburg, 1893.

Erst im 8. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung erschienen unter den Sachsen und Friesen Boten des Evangeliums, Männer, die sich berufen fühlten, hier die Lehre Jesu zu verkündigen und die Heiden für das Christentum zu gewinnen. Diese Glaubensboten kamen aus England, es waren Angelsachsen, also stammverwandte Brüder; Willibrord und Winfried (auch Bonifatius und Apostel der Deutschen genannt) mögen die ersten gewesen sein, nach ihnen kam Willehadus. Er ist Apostel der Oldenburger genannt worden, ihm müssen wir näher treten.

Willehadus zeichnete sich schon als Knabe durch frommen Sinn, regen Fleiß und strenge Enthaltbarkeit aus. Er hatte kaum einen andern Wunsch als den, es möge aus ihm ein Mann werden, ganz in dem Sinne und Geist seines Verwandten, Winfried, und da betete er denn fleißig, Gott möge geben, daß es also geschehe.

Seine höheren Studien machte er auf der berühmten Domschule zu York, und hier empfing er auch, nachdem er das sogenannte kanonische Alter erreicht hatte, die Priesterweihe.

Hätte er nun eitles, irdisches Verlangen gefühlt, oder hätten ihn die ungünstigen Berichte aus Friesland bedenklich gemacht — er wäre daheim geblieben und gewiß zu hohen Ehrenstellen befördert worden; aber es stand bei ihm fest, zu einem Friesenapostel sei er berufen, zu den Friesen müsse er ziehen.

So trat er denn eines Tages vor den König Alret und bat unter Tränen, es möge ihm doch gestattet sein, jenseits des Wassers das Evangelium zu predigen. Mit Zustimmung der versammelten Bischöfe gewährte der König die Bitte, und Willehadus trat seine Missionsreise an.

Jetzt stand er auf friesischem Boden und an der Stätte (Doffum), wo Bonifatius vor 15 Jahren seine Treue mit dem Tode besiegelt hatte. Hier tat er ein Gelübde, zu leben und, wenn's Gottes Wille wäre, zu sterben, wie der Apostel der Deutschen.

Etwa sieben Jahre blieb er in dieser Gegend, unablässig bemüht, durch seinen herzogewinnenden Verkehr mit jung und alt und durch seinen musterhaften Lebenswandel der Lehre Eingang zu verschaffen, die er verkündigte. Er ließ zerstörte Kirchen wieder aufbauen und stiftete neue. Auch eine Schule hat er, auf Wunsch einiger „Edlen“, gegründet, besonders wohl, um Gehilfen heranzubilden.

Weniger glücklich als hier, wo das Volk dem Götzendienste entsagte, war er in den benachbarten Gauen, wo das Volk an seinem

Gözendienste hartnäckig festhielt. Als er dennoch nicht abließ mit Bitten und Ermahnungen, suchten sie sich seiner zu entledigen, er sollte sterben. Einige ruhiger Denkende legten Widerspruch ein: Lasset uns zuvor das Los über ihn werfen, damit die Götter entscheiden, ob er des Todes schuldig sei. Es ward gelost und — Willehadus war gerettet. Ein andermal schützte ihn eine Reliquie (ein Andenken von einem Heiligen), die er in einer festen Kapsel am Halse trug. Ein wütender Heide drang auf ihn ein; er hätte ihn sicher getötet, wenn nicht der wuchtige Keulenschlag auf den festen Kapselriemen gefallen wäre. Das abergläubische Volk hielt ihn nun für verzaubert und wich ihm aus, überall.

Zu einem erwünschten Fortgange des Missionswerkes war unter diesen Umständen keine Aussicht, am wenigsten bei den Sachsen, denen der Frankenkönig Karl, später Karl der Große genannt, eben jetzt seine Oberherrschaft und zugleich auch das Christentum aufzwingen wollte. Die endlosen Kriege (seit 772) hielten die Gemüther in steter Aufregung. Jeder Friedensschluß ward zu einem Friedensbruch. Überall Unmut oder Erbitterung. — Dennoch gab sich König Karl immer wieder der Hoffnung hin, daß er schon am Ziele seiner Wünsche stehe, seine Landeshoheit wenigstens hielt er wohl schon zu Anfange des langen Krieges für gesichert. So kam es denn, daß er bereits im Jahre 780 (oder 79) Willehadus mit bischöflicher Vollmacht nach Wigmodien sandte, einem neugebildeten Sprengel, der Bremen und Umgegend und auch den größten Teil unsers Herzogtums Oldenburg umfaßte. Die Sendung war wenigstens verfrüht, Willehadus fand nirgends empfängliche Herzen. Von Bremen ging er nach Küstringen, wo er kurze Zeit im jetzigen Blexen verweilte; doch auch hier war seines Bleibens nicht. Da beschloß er, dem Beispiele Winfrieds folgend, nach Rom zu pilgern und sich den Segen des heil. Vaters zu ersehnen (782). Papst Hadrian I. war sehr befriedigt durch die Erscheinung des glaubenseifrigen Apostels von der Nordküste, dieser selbst aber nahm den päpstlichen Segen als eine höhere Offenbarung, daß Gott sein Werk unter den Heiden segnen werde.

Seine Rückkehr nach Wigmodien führte Willehadus mit vielen Glaubensbrüdern zusammen. Schließlich nahm er noch einen längeren Aufenthalt in dem Kloster Echternach (Luxemburg), Willibrords Stiftung.

Erst nach Verlauf von drei Jahren traf er in seinem Sprengel wieder ein. Er wählte Bremen zum Mittelpunkte seiner Wirksamkeit. Der Ort war damals freilich nur ein Fischerdorf, lag aber für ihn sehr günstig und war wohl auch der größte in der Gegend.

Ein erfreuliches Ereignis half ihm bald auch über viele Hinder-

nisse hinweg, die den Fortgang des Missionswerkes bisher immer noch erschwert hatten. Der hochangesehene Herzog Wittekind gab nämlich seinen Widerstand gegen König Karl auf. Er unterwarf sich ihm und ließ sich taufen (785). Viele andere sächsische Heerführer folgten seinem Beispiele. — Die Friesen standen schon längst unter der Frankenherrschaft.

So feindselig sich Wittekind bisher der Einführung des Christentums entgegengestellt hatte, so eifrig war er jetzt bemüht, die Ausbreitung desselben zu fördern. Willehadus wandelte von nun an auf gebahnten Wegen.

Am 13. Juli 787 empfing er zu Worms die Bischofsweihe. Au Widerpruch gegen diese Rangerhöhung hatte er natürlich nicht gedacht, denn er war untertan aller menschlichen Ordnung; in seinem Gemüte und in seinem äußeren Leben ging indes durch die Belehnung mit Ring und Stab auch keine Veränderung vor, er blieb demütig vor Gott und bescheiden gegen Menschen. Aber es war ihm nicht beschieden, sein Bischofsamt lange zu führen. Willehadus gehörte zu denjenigen Menschen, welche sagen möchten: Ich habe nicht Zeit, müde zu sein — und doch war er müde.

Am 1. November 789 weihte er in Bremen die von ihm gestiftete neue Kirche unter Anrufung des Apostels Petrus ein, danach begab er sich nach Blexen zur Firmelung. Hier mußte er sich aufs Krankenbett legen. Seine Freunde und Verehrer wichen nicht von seiner Seite. Scheide doch nicht von denen, die du erst vor kurzem dem Herrn gewonnen hast; damit wir nicht umherirren, wie Schafe, die keinen Hirten haben — so sprach Egisrik. Mit schwacher Stimme erwiderte Willehadus: Mein Sohn, halte mich nicht länger ab von der Anschauung meines Herrn und Meisters. Die Schafe, die er mir anvertraut hat, übergebe ich seiner Obhut. Alle Lande sind voll seiner Barmherzigkeit und Liebe.

Willehadus starb am 8. November 789, einem Sonntage. Sein Leichnam wurde nach Bremen übergeführt und in St. Petri Dom beigesetzt.

Überall erregte die Todesnachricht tiefe Trauer. Scharenweise wallfahrteten die Gläubigen nach seinem Grabe, und endlos war die Zahl der Wundergeschichten, welche mit seinem Andenken in Verbindung gebracht wurden.

Die Gemeinde Blexen ist im Besitze eines wertvollen Andenkens an den hochwürdigen Apostel der Oldenburger, das ist der Willehadusbrunnen im dortigen Pfarrgarten. Im Jahre 1875 hat sie die neue Einfassung dieses Brunnens zu einem schönen Denkmal ausbauen lassen.



6. Graf Anton Günther.

Flitner. Heil Dir, o Oldenburg. Oldenburg, 1901.

Unter allen oldenburgischen Grafen ist der Graf Anton Günther der volkstümlichste. Eine edle Fürstengestalt, auf stolzem Rosse, dem berühmten Kranich, dessen Schweif und Mähne zur Erde herab wallten, so lebt der Graf in der Erinnerung der Oldenburger fort, und so wird er hoffentlich in nicht zu ferner Zeit im Denkmal zu uns herabschauen. Zahlreich sind die Anekdoten, die das Volk von ihm zu erzählen weiß. Immer werden sie gern gehört, und immer aufs neue bemächtigen sich unsere Dichter dieses dankbaren Stoffes. Da hören wir von dem Bauern, der dem Grafen gesagt hat, seine Stühle seien besser als die des Grafen, und der zum Beweise dafür dem Grafen einen Sitz anbietet, der aus Kornsäcken hergestellt ist. Da wird uns erzählt von dem Bauern, der es nicht wagt, dem Grafen seine Ochsen zu verkaufen, bevor er „seine Trina“ gefragt hat, und der nun am andern Tage, als er den Handel abschließen will, von dem Grafen die Antwort erhält, aus dem Handel könne nichts mehr werden; auch er habe „seine Trina“ gefragt, die aber wolle es nicht. Das alles sind Beweise dafür, daß sich das Volk seiner Gestalt bemächtigt, daß es ihn liebgewonnen hat.

Suchen wir uns in Kürze ein Bild des Grafen und seiner Zeit zu entwerfen.

Anton Günther war der einzige überlebende Sohn des Grafen Johann VI. Sein Geburtstag ist der 31. Oktober 1583. Sein Jugendlehrer war der Magister Belstein. Der Magister klagte zwar, daß es seinem Zöglinge „an Sicksfleisch fehlte“, trotzdem lernte dieser so viel, daß er noch in seinem Alter lateinische Briefe verstand. Sein Hauptvergnügen war das Reiten. In allen körperlichen Künsten war er wohl erfahren. Einen Beweis seines jugendlichen Mutes gab er, als er zur Ebbezeit nach Wangeroge ritt. Anton Günther war wohlgebaut und von mittlerer Größe. Er hatte große, blaue Augen, eine große, gebogene Nase und eine hohe Stirn.

Zwanzig Jahre war er alt, als die Nachricht von einer schweren Erkrankung seines Vaters ihn von Hamburg, wo er sich auf einer Reise aufhielt, nach Oldenburg zurückrief. Der Graf Johann starb, und Anton Günther übernahm die Regierung des Landes. 64 Jahre hat er sie geführt und sich als ein rechter Landesvater, ein kluger Staatsmann bewiesen. Eines seiner Hauptverdienste ist der Umstand, daß er durch sein kluges Verhalten das Oldenburger Land vor den Schrecken des 30 jährigen Krieges bewahrte. Tilly rückte in das Oldenburgische ein (1623). Er war gesandt, um den Grafen Mansfeld, der

das unglückliche Ostfriesland ausflog, über die Grenzen des Reiches zu treiben. Die Gefahr lag nahe, daß das Ammerland der Schauplatz eines furchtbaren Kampfes werden würde, und selbst der Schutzbrief des Kaisers schien sie nicht abwenden zu können. In der Nähe der Hauptstadt, auf dem Wardenburger Esch, wo an der einen Seite die Hunte, an der andern eine Hügelreihe Schutz bot, bezog Tilly sein Lager. Noch jetzt zeigt man dort die „Tillysche Tränke“ und den „Tanzmeister“, auf dem die rauhen Krieger sich mit den Dorfschönen im Tanze schwangen. Drei Wochen lang lagerte er hier, und schwer hatte die ganze Gegend zu leiden. Dann aber zog er ab. Der oldenburgische Geschichtschreiber Winkelmann erzählt, der Graf habe ihn darauf hingewiesen, daß Ostfriesland verwüstet und ausgefogen sei, und daß er dort mit seinem Heere zu grunde gehen werde. Wir haben keinen Grund, diese Tatsache zu bezweifeln, aber die Hauptgründe für Tillys Abzug waren andre. Er fürchtete, den mächtigen Beschützer des Grafen, den König Christian IV. von Dänemark, zu verletzen. Auch wollte er sich seinem liebenswürdigen Wirte, dem Grafen Anton Günther, gefällig erzeigen. So zog er denn ab, nachdem der dänische Gesandte und der Graf sich verpflichtet hatten, Mansfeld zum Abzuge zu bewegen. Nach großen Mühen gelang ihnen dies.

Ein großes Verdienst des Grafen war auch die Begründung einer trefflich geordneten Organisation der Behörden, sowohl was die Landesverwaltung wie auch die Rechtspflege und die kirchlichen Einrichtungen betraf. Sie erhielt sich auch in der dänischen Zeit und ermöglichte es dem ersten Herzog Friedrich August, das Land ohne schroffe Übergänge in die neuen Verhältnisse einzuführen.

Ein Beweis für die Zähigkeit und Tatkraft des Grafen sind die umfangreichen Eindeichungen, die er unternahm, so die Eindeichung des Ellenfer Grodens (1615), der die Verbindung zwischen Oldenburg und Jeverland wieder herstellte, die Eindeichung des Garmser Grodens (1638), des Seefelder Grodens (1638), des Blauhander Grodens (1659) usw. Reiche Einkünfte flossen ihm ferner aus dem Weserzoll, den er nach langem Kampfe gegen die Stadt Bremen erwarb, sowie aus der umfangreichen Pferdezucht, die er mit Vorliebe betrieb. Es wurden jährlich etwa 5000 Pferde ausgeführt. Auf allen Vorwerken legte er Stutereien an. In Rastede hatte er einen großen Marstall. Aus Neapel, Spanien, der Türkei, aus Polen und andern Ländern bezog er kostbares Pferdmaterial. Gegen 1500 Pferde hatte er an den einzelnen Orten des Landes. Weit und breit waren die Oldenburger Pferde berühmt. Dem Kaiser und andern fürstlichen Persönlichkeiten machte er Pferde zum Geschenk und erwarb so sich und seinem Lande einflußreiche Freunde.

Großes hatte die Stadt Oldenburg ihm zu verdanken. Auf seinen Reisen, die ihn an den Hof des Kaisers und nach Oberitalien geführt hatten, hatte er stolze Schlösser gesehen, und nach seiner Heimkehr beschloß er, aus der alten Burg seiner Väter ein schönes Schloß zu machen. Leider kam dieser Plan nur teilweise zur Ausführung (1607 bis 1615). Der mecklenburgische Baumeister Jürgen Reinhard und nach ihm der lombardische Architekt Andrea Spezza leiteten den Bau. Der braunschweigische Hofmaler Christoph Gärtner schmückte den großen Saal mit sieben großen und vierzehn kleinen Deckengemälden. Peter Folte legte den kunstvollen Mosaikfußboden daselbst. Kostbare Erzeugnisse der edlen Goldschmiedekunst, prächtige Bilder des taubstummen oldenburgischen Künstlers Wolfgang Heimbach barg das Schloß in seinem Innern. Einen großen, prächtigen Herrengarten legte der Graf am Everstenholz an. In Osterburg ließ seine Gemahlin den „Garten auf der Wunderburg“ neu anlegen. Der Stadt Oldenburg ließ er 1635 durch Otto Schwertfeger ein neues Rathhaus erbauen. Unter den sonstigen größeren Bauten des Grafen ist hervorzuheben das Jagdschloß zu Rastede und der Umbau des Schlosses zu Barel. Kunst und Kunsthandwerk blühten wie nie zuvor.

Hervorragende Männer hatte er in seinen Diensten und belohnte ihre Dienste in fürstlicher Weise durch Häuser und Ländereien, so Mylius, den Kanzler Protz, den Geheimrat Wolzogen usw.

Sein Hof war glänzend und zahlreich das Hofpersonal. Oberhofmeister, Hoffstallmeister, Oberkammerherr, Oberjägermeister, Hofjunker, Pagen, Lakaien, Trabanten, Trompeter und viele andre werden uns genannt.

Seine Haupterholung war die Jagd. Das ganze Land glich einem Tiergarten. So wird uns von seinen Zeitgenossen berichtet. Überall sah man Hirsche, Rehe, Hasen, Enten und Fasanen. In Rastede, Gatten, Hude, Burgforde, Welsburg und Edewecht hatte er Jagdhäuser. In Drielake war ein Reihergehege, auf dem Hammelwarder Sande ein Entenfang. Häufig sah er Gäste bei sich. Kein Wunder, daß die Königin Christine ihn des heiligen römischen Reiches Stallmeister, Jägermeister und Wirt nannte.

Unter der Regierung des Grafen vergrößerte sich das Oldenburger Land durch Erbschaft um Delmenhorst (1647) und um die Herrlichkeit Knipphausen. Aber der Graf hatte wenig Freude daran. Seine Ehe, die er (1635) noch im Alter von 52 Jahren mit der 18jährigen Prinzessin Sophie Katharina von Holstein-Sonderburg geschlossen hatte, war kinderlos geblieben. „D,“ sagte er, „warum muß ich bestimmt sein, die Tür zuzumachen und den Schlüssel mit mir zu Grabe zu nehmen?“ Am 19. Juni 1667, im 84. Jahre seines Lebens, entschlief der letzte der oldenburgischen Grafen auf seinem Schlosse zu Rastede.

Sein Land zerfiel. Oldenburg und Delmenhorst kamen an Dänemark, Jever kam an Anhalt-Zerbst, Barel und Kniphhausen erhielt der Graf Anton von Oldenburg. Die glänzende Gestalt des letzten Grafen aber blieb unvergessen und wird unvergessen bleiben.

7. Das oldenburgische Wappen.

Pleitner. Heil Dir, o Oldenburg! Oldenburg, 1901.

Wenn an den Tagen nationaler oder heimatlicher Feste die bunten Banner von den Dächern wallen, dann erblickt man neben dem schwarzweißroten Banner des Reiches auch die blaurote Flagge des Oldenburger Landes. Auf dem roten Kreuz mancher Flagge bemerkt man noch das Wappen des Landes, und wer es an solchen Tagen aufmerksam betrachtet, wer die einzelnen Bestandteile studiert, dem steigt die Geschichte seiner Heimat empor, von deren Wachsen und Werden es zu erzählen weiß.

Die jetzige Gestalt des Oldenburger Wappens stammt aus dem Jahre 1829. In diesem Jahre übernahm der Großherzog Paul Friedrich August die Regierung. Am 28. Mai nahm er den großherzoglichen Titel an und bestimmte, das Oldenburger Wappen solle so angeordnet werden, daß die Veränderungen der letzten Jahrzehnte darin zum Ausdruck kämen. Das ist denn auch geschehen. Der Mittelschild dieses Wappens ist es, den wir auf den Flaggen, vor öffentlichen Gebäuden oder auf den Siegeln unserer Behörden schauen. Betrachten wir ihn näher und erforschen wir, was er sagen will. Der Schild ist ursprünglich in vier Teile geteilt. Dann aber ist zwischen die beiden unteren Teile eine Spitze eingeschoben. Jeder Bestandteil deutet auf einen Teil des Landes. Oben links sind zwei rote Balken im goldenen Felde, das ist das Wappen der alten Grafschaft. Das erinnert uns daran, daß der Sage nach der Kaiser Heinrich über den Schild des Grafen Friedrich zwei rote Striche mit dem Blute des erschlagenen Löwen gemacht hat. Vielfach ist diese Sage besungen, Maler haben sie im Bilde dargestellt, und allen Oldenburgern ist sie lieb und wert. Ganz besonders schätzte Anton Günther die alte Sage. Er ließ den Löwenkampf auf vergoldeten Bechern, geschnittenen Glaspokalen, ja, auf seinen Handschuhen anbringen. Seine Bücher waren mit dem Bilde des Löwenbezwingers gestempelt, und auf seinem Jagdschloß zu Rastede war die „Historie von Graf Huno, wie er mit dem Löwen gestritten“, in sechs Bildern dargestellt. (Huno und Friedrich sind übrigens geschichtliche Persönlichkeiten.) Rechts von diesem alten Stammwappen ist das sogenannte Delmenhorster Kreuz. Die Herkunft dieses ausgeschweiften und gekerbten goldenen Kreuzes im blauen Felde ist unbestimmt. Alte oldenburgische Geschichtsschreiber wissen zu erzählen, Karl der Große habe es den Grafen zugesprochen,

noch andere wieder sagen, Heinrich der Bogelsteller oder Heinrich der Vierte habe es ihnen verliehen. Unten links bemerken wir das Wappen des Hochstiftes Lübeck: ein schwebendes goldenes Kreuz im blauen Felde, darüber eine Bischofsmütze. Die Bischofsmütze deutet darauf hin, daß es ein Fürstbischof von Lübeck war, der von Holstein aus in die alte Grafschaft, der seine Väter entstammten, einzog. Unten rechts ist das Wappen des Fürstentums Birkenfeld. Es ist in Rot und Silber geschachtet, d. h. wie ein Schachbrett eingeteilt. Das Wappen von Birkenfeld ist eigentlich das Wappen der hinteren Grafschaft Sponheim. Das kleine Fürstentum, das aus gar vielen Teilen zusammengesetzt ist, gehörte zum größeren Teile der Grafschaft an. Betrachten wir jetzt die untere Spitze genauer, so bemerken wir darin einen goldenen Löwen im blauen Felde. Das ist der jeversche Löwe, den bereits Fräulein Maria führte. Schon unter dem Grafen Anton Günther erhielt der Löwe eine Krone. Das Wappen, das uns so an die einzelnen Teile unseres Landes erinnert, ist umgeben von dem sogenannten Wappenmantel, der mit Hermelin gefüttert ist. Darüber erhebt sich die Königskrone. Sie hat acht Spangen, von denen fünf sichtbar sind. Oben darauf ruht der Reichsapfel. Diese Krone kommt schon in der dänischen Zeit vor. Der erste Herzog Friedrich August und seine Nachfolger behielten sie bei. Vielfach herrscht die Sitte, fürstliche Wappenschilder mit dem Bande oder der Kette des Hausordens zu umgeben. So wurde in der dänischen Zeit das oldenburgische Wappen auf das „Danebrogskreuz“ aufgelegt und das Ganze mit dem Bande des Elefantenordens umwunden. Als der Großherzog Paul Friedrich August das oldenburgische Wappen neu ordnete, war der Haus- und Verdienstorden des Herzogs Peter Friedrich Ludwig noch nicht gestiftet. Seine Stiftung erfolgte erst am 27. Nov. 1838. Die Kette, die von den Großkreuzen mit der goldenen Krone zu tragen ist, wurde erst am 17. Januar 1863 gestiftet. Auf den Standarten des großherzoglichen Hauses finden wir seit 1882 diese Kette nunmehr wieder. Sie umgibt den gekrönten Wappenschild, der auf das rote Kreuz im blauen Felde gelegt ist.

Das Wappen, das wir nunmehr kennen gelernt haben, ist aber nur der Mittelschild des großen Staatswappens. Der Hauptschild stellt das Wappen der Herzöge von Holstein dar, sowie den schwarzen, kniphäufischen Löwen im goldenen Felde. Die einzelnen Wappenfelder sind: Norwegen, Schleswig, Holstein, Stormarn, Dithmarschen und Knipphausen. Das Ganze ist wiederum mit einem Wappenmantel bedeckt, der eine Krone trägt.

So erinnert uns das oldenburgische Wappen an die Geschichte unseres Landes, und es ist recht und billig, daß wir es näher betrachten, wo immer es uns entgegentritt.

8. Friesengruß.

Hermann Allmers. Dichtungen. 2. Aufl. Oldenburg, 1878.

Ich grüße dich, mein Friesenland,
Wo der Nebel wallt, wo die Woge braust,
Wo die Möwe schwebt und die Wildgans lärmt,
Mein Friesenland, mein Heimatland!

Vom hohen Deiche schrankenlos
Schweift hin der Blick über Land und Meer —
Hier ödes, weites, schlammiges Watt,
Dort reicher Fluren sonnig Grün;
Hier Möwenschrei, dort Taubenflug,
Hier das Fischerboot, dort das rasselnde Rad;
Und das Kirchlein dort uralte und ernst
Und wetterbraun auf kahler Wurt,
Und Rinderlaut und Sensenklang
Um den reichen, stattlichen Bauernhof.

Ich grüße dich, mein Friesenvolk,
Volk alter Freiheit, alter Kraft,
Das trotzig mit den Wogen rang
Und selber sich für Weib und Kind
Den teuren Heimatsboden schuf,
Das dieser Deiche starke Wehr
Aufwerfend zu den Fluten spricht:
„Bis hierher sollt ihr, weiter nicht!“
Das mit dem stolzen Gruß sich grüßt:
„Gala frya Friesena,“
Das seiner Freiheit Heiligtum
Lang gegen Pfaffenübermut
Und Adelsmacht verteidigte.
Nicht Männer zogen nur zum Streit,
Auch hohe Jungfrau'n, ernst und mild,
Und sanken bleich und blutend hin,
Gedenkend, als der Stahl sie traf,
Des Friesenspruchs: „Lieber tot als Sklav!“

Du prächtig Wort: „Lieber tot als Sklav!“
O brause du wie Nordlandssturm
Durch alle deutschen Herzen hin,
Vom meerbepülten Friesenland
Bis zu der Alpen Hochgebirg,
Und von den Alpen bis ans Meer
Erdröhne donnernd wieder her,
Rings alles rüttelnd aus dem Schlaf,
Du stolzes Wort: „Lieber tot als Sklav!“

Ich grüße dich, mein Friesenland,
 Wo der Rebel waltt, wo die Woge braust;
 Ich grüße dich, mein Friesenvolk,
 Wo noch Manneskraft und Freiheit haust!

9. Friesenstolz.

Gebichte von Georg Kufeler. Barel a. d. Jade. Verlag von J. W. Acquistapace, 1896.

1. Das gibt im Zirkus ein Drängen und Rufen,
 Das Schauspiel lockt, der Platz ist beengt.
 Sieh, wie auf den steingehauenen Stufen
 Das Volk der Römer lechzend sich drängt!
 Da endlich wird's still, nur surrendes Summen
 Durchdringt die blutgeschwängerte Luft,
 Bis unten durch Kraxen, Scharren und Brummen
 Die Stimme des Löwen nach Freiheit ruft.
2. Ganz oben, wo Sklaven und Pöbel stunden,
 Hat eine kleine, tapfre Schar
 In Bärenpelzen Platz gefunden,
 Wildtrotzige Männer im blonden Haar.
 Sechs Fuß hoch, alles sie überragen,
 Ihr Auge strahlt, wie der Himmel so blau,
 Und frei wie geborne Fürsten tragen
 Sie stolz die gewaltigen Glieder zur Schau.
3. Gesandte sind's, aus den Friesengauen
 Weithergekommen vom Nordseestrand.
 „Man führt uns schlecht,“ — sie runzeln die Brauen —
 „Was drängt ihr euch frech an unsern Stand!“ —
 „Oho, ihr Riesen in langen Haaren,
 Sind Sklaven wir auch, ein jeder hält
 So viel an Wert als tausend Barbaren, —
 Wir dienen Rom, und Rom ist die Welt!“
4. Verächtlich haben die Stolzen und Freien
 Dem belfernden Paß den Rücken gefehrt,
 Sie schreiten hinunter die Stufen und Reihen.
 „Das Volk der Römer macht schlecht den Wirt;
 Der Frieße ist nimmer zum Stehen geboren. — —
 He du! Wer sitzt dort auf Marmelstein?“ —
 „Die heiligen Jungfrau, die Senatoren
 Und die Könige all in glänzenden Reih'n.“
5. „Die Könige?“ — „Wohl, die mit uns verbunden
 Zu Romas Segen und eigenem Heil,
 Und allem, was königlich ward befunden,
 Dem wird ein ehrender Platz zu teil.“

Ha sieh! Da zuckt aus des Häuptlings Augen
 Nach Wetterleuchten ein strahlender Blitz:
 „Weil wir für anderen Platz nicht taugen,
 Ihr Freunde, hinab auf den Marmorstz!“

6. Der Frieese ist frei, ihn hat erzogen
 Das flutengeborne, selbstteigne Land,
 Wir zwingen die Riesen, die mächtigen Wogen,
 Und halten sie auf mit gewaltiger Hand.
 Wenn aber im Wettersturm sie uns wiegen,
 Dann flammt dazu der erhabene Tor,
 Entzündet die Herzen, und jauchzend sie fliegen
 Wie Götterkinder zum Himmel empor.
7. Geht hin und sucht auf weiter Erden
 Ein Volk, das edler als unser Geschlecht!
 Was schleicht und kriecht, getreten mag's werden,
 Was gern sich biegt, das werde Knecht!
 Wer aber tief in der Brust die Flamme
 Der Freiheit mit eigenem Herzblut nährt,
 Der ist von königlichem Stamme
 Und werde wie ein Fürst geehrt.“
8. So sprach er, und ruhig sie abwärts schritten,
 Ein jeder Frieese ein Fürst und Held,
 Und setzen sich stolz in der Könige Mitten
 Als freie Germanen und Herren der Welt. —
 O wohl dem Manne, dem stark und erhaben
 Im Busen die würdige Schätzung ruht!
 Wer zahm sich duckt, der laß sich begraben,
 Der Freie allein ist aus Königsblut.

10. Willehadus' Tod.

Plaitner. Heil Dir, o Oldenburg! Oldenburg, 1901.

- | | |
|---|---|
| <p>1. Wellen schäumen, Ruder rau=
 schen,
 Und stromauf ein Rachen zieht.
 Nebel wallen, Winde lauschen
 Einem bangen Klage lied.</p> | <p>3. Zu den Sachsen, zu den Friesen
 Brachtest du das heil'ge Wort
 Unsers Heilands. Sei gepriesen,
 Sei gesegnet fort und fort!</p> |
| <p>2. Also tönt es: „Zieh in Frieden,
 Heil'ger Vater, Willehad',
 Ob du von uns bist geschieden,
 Bei uns weilst du früh und spat!</p> | <p>4. Einmal noch zum deutschen
 Norden
 Giltest du den Deinen zu.
 Aber von der Weser Borden
 Rief dich Gott zur ew'gen Ruh!</p> |

5. Unser heil'ger, hoher Vater,
 Unser Führer, mild und hehr,
 Unser Hirte und Berater,
 Willehad, er ist nicht mehr!" —

6. Leis' verhallt das Lied, die Klagen
 Ziehn entlang den Weserstrom.
 Fernhin aus dem Nebel ragen
 Siehst du Bremens neuen Dom.

11. In den Ruinen einer Klosterkirche.

Germann Almers. Dichtungen. 2. Aufl. Oldenburg, 1878.

1. Sind auch ohne Dach die Reste
 Dieser mächtigen Abtei,
 Buchenlaub und Tannenäste
 Sorgen, daß es schattig sei.
 Wallen keine Weihrauchwolken
 Vom Altare durch die Luft,
 Hauchen doch die alten Fichten
 Ihren würz'gen Waldesduft.

2. Meßgeläut' und Mönchschoräle
 Schwiegen in den Mauern lang;
 Dafür dringt aus frischer Kehle
 Lust'ger Vöglein Waldgesang.
 Sonnenlicht und Wolkenschatten
 Spielen wechselnd ums Gestein,
 Und von oben strahlt der blaue
 Himmel durchs Gezweig herein.

3. Hoch auf Mauern, tief im Grunde
 Hier im Schiffe, dort im Chor
 Ringt ein reiches Pflanzenleben
 Freudig sich zum Licht empor;
 Und ein selig stilles Träumen
 Ist's im eingeschlossnen Grün,
 Wo aus alten, heil'gen Räumen,
 Wieder junge Lieder blühen.

12. Auf der Heide singt die Lerche.

Poppe. Am Zwischenahner See. Oldenburg, 1869.

1. Auf der Heide singt die Lerche
 In dem warmen Sonnenschein,
 Und es laden Kirchenglocken,
 Herz, auch dich zur Feier ein.

2. Endlich, endlich bist du wieder
 In dem lieben Heimatland!
 Wälder, Wiesen, Moor und Heide,
 Alles, alles wohlbekannt!

3. Unter grünen Lindenbäumen
 Winkst du, liebes Vaterhaus;
 Soll ich weinen oder jauchzen? —
 Herz, sei still und ruh dich aus.

13. Himmelfahrt.

Poppe. Marsch und Geest. Oldenburg, 1879.

1. Nu is dat Himmelfahrt, förwahr!
 De Sünn, de schient so warm, so klar!
 De Blomen bleit, de Spreen de fleit,
 Dat mi dat Hart in'n Liewe fleit.

2. Nien enzig Wulk is in de Luft,
De Swalken seilt där blauen Duft,
Dat Ordel brummt, de Immen summt,
Un wat nich singen kann, verstummt.

 3. Ich kunn woll singen, wenn ich wull,
Alleen min Hart is väl to vull,
Is vuller Freid un sleit und sleit,
As wenn dat 'nup na'n Himmel geit.
-

Vierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Anhang

für Schulen des deutschen Nordwestens.

(Untertertia.)

Inhalt:

Nr.	Seite	Nr.	Seite
1. Der Freiheitskampf der Stedinger	1	6. Bidder Lüng	22
2. Das Klottschießen der Friesen	6	7. Der Halligmatrofe	24
3. Eine Marschenfahrt	13	8. As de Großherzog Friedrich	
4. Selbsthilfe	18	August dat Kegeer freeg	25
5. Admiral Sehestedt	19		

I. Der Freiheitskampf der Stedinger.

Nach Poppe: Heimatkunde. Oldenburg, 1869, und Schumacher: Die Stedinger. Bremen, 1865.

Das alte Stedingerland war weit größer als das jetzige. Es erstreckte sich außer über das frühere Amt Berne nicht nur über die sogenannten vier Marschvogteien (Moorriem, Oldenbrook, Strückhausen, Hammelwarden) bis Ovelgönne, sondern auch jenseits der Weser über die Osterstader Marsch. Stedingerland ist eine der Wesermarschen, die zuerst eingedeicht wurden. Schon im Jahre 1106 ließ der Erzbischof von Bremen fleißige Ackerleute aus Holland kommen, um das sumpfige Land einzudeichen. Unter den vorteilhaftesten Bedingungen übergaben die Erzbischöfe ihnen das Land. Die Abgaben waren sehr niedrig; denn die ersten Ansiedler hatten weiter nichts zu bezahlen, als von jeder Hufe Landes (4200 Meter lang und 180 Meter breit) jährlich 1 Denar (18 Pfennige) und den Vieh- und Fruchtzehnten. Immer mehr friesische Kolonisten eilten herbei, und der Wohlstand der neuen Anbauer wuchs von Jahr zu Jahr. Sie bildeten eine freie Bauernrepublik; selbstgewählte Richter schlichteten nach altem Friesenrechte die inneren Streitigkeiten. Sie fühlten sich um so unabhängiger und wachten um so eifersüchtiger über ihre Freiheit, da sie Grund und Boden den Fluten abgerungen, gleichsam selbst erschaffen hatten.



Den oldenburgischen Grafen und bremischen Erzbischöfen lag aber das Land zu gelegen, als daß sie nicht danach getrachtet haben sollten, dasselbe ihrer ausschließlichen Herrschaft zu unterwerfen. Sie fingen deshalb nach und nach an, im Stedingerlande Burgen anzulegen, so zu Lichtenberg und Lienen. Auf diese Burgen setzten sie Burgmänner, welche die freien Bauern allmählich zu Leibeigenen zu machen suchten. Sie mischten sich unberufen in die Rechtshändel des Volkes, vergrößerten Zins und Abgaben, überfielen sogar die zur Kirche fahrenden Frauen und Töchter der Stedinger und schleppten sie auf ihre Burg. Die Erzbischöfe und die niedere Geistlichkeit wetteiferten mit den Burgvögten; statt der festgesetzten elften Garbe forderten sie die zehnte, und was die Bauern ihnen freiwillig als Geschenk gebracht hatten, machten sie zur Pflicht. Solche rohe Übergriffe und Bedrückungen wollten sich die freien Friesen nicht länger gefallen lassen. Sie versammelten sich nachts im Walde zu Brokdiek, um des Landes Not zu beraten, zogen dann in großen Scharen gegen die Zwingburgen, erstürmten und schleiften sie und erschlugen die verhafteten Burgmänner (im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts).

Dagegen gehört die Geschichte vom Beichtgrofchen der Sage an. Diese erzählt: Die Frau eines angesehenen Stedingers (des Volko von Bardenfleth) ging am Tage vor Ostern (1204) in die Berner Kirche zur Beichte und gab dem Priester einen Flinderken als Beichtgeld. Da dem habfüchtigen Geistlichen dieser Beichtpfennig nicht genug war, so beging er die Schamlosigkeit, der Frau folgenden Tags, als sie das heilige Abendmahl genießen wollte, die Münze statt der Hostie in den Mund zu schieben. Eine solche öffentliche Beschimpfung erbitterte den Mann der tiefbetrübten Frau so, daß er hinging und den frechen Pfaffen erschlug. Nun verlangte der Erzbischof Hartwig die Auslieferung des Priesterjägers; allein die Stedinger weigerten sich, verjagten die Abgesandten und töteten sogar einige.

Geschichtlich ist aber, daß die Stedinger um diese Zeit auch mit dem Erzbischof von Bremen in Streit gerieten. Er belegte das Land mit dem Interdikt: alle gottesdienstlichen Handlungen wurden verboten, die Altäre ihres Schmuckes beraubt, alle Heiligenbilder und Kreuze umgestürzt, das Läuten der Glocken wurde untersagt, kein Sakrament sollte verwaltet, keine Leiche in geweihter Erde begraben, keine Ehe vor dem Altare eingesegnet werden; das ganze Land sollte unter dem Fluche liegen. Allein solche Maßregeln erbitterten die Stedinger nur noch mehr; sie verjagten sämtliche Geistliche aus ihrem Lande und verweigerten den Zehnten gänzlich. Sie verbanden sich mit den Osterstaden und Austringern und legten im Süden des Landes zum Schutze gegen die Bremer einen Graben und einen hohen Stein-

damm an. Auch bauten sie, um sich schneller vereinigen zu können, ihre zerstreuten Häuser am Deiche näher zusammen. Die verjagten Priester und Mönche durchzogen inzwischen alle umliegenden Länder und schilderten die tapferen, freiheitliebenden Männer als die unsittlichsten, ungläubigsten Menschen.

In den folgenden Fehden der Stedinger mit den oldenburgischen Grafen wurde besonders Moorriem theils durch Wasserfluten infolge der zerstörten Deiche, theils durch feindliche Krieger gänzlich verwüstet. Die Chroniken erzählen, das Land sei unter dem Greuel der Verwüstung sieben Jahre lang unbebaut liegen geblieben, und die Wölfe hätten in der Kirche zu Elsfleth ihre Jungen geworfen.

Mehrere Jahre hatten die Stedinger nun Ruhe, und in dieser Zeit strömten aus allen Gegenden, namentlich aus Westfalen und den Niederlanden, Menschen, die ihres Glaubens wegen verfolgt wurden, nach dem Stedingerlande, unter anderen auch viele Waldenser. Dadurch erhielten ihre Streitkräfte einen sehr starken Zuwachs, so daß bei dem damaligen Erzbischofe Gerhard II. die ernstlichsten Besorgnisse erregt wurden. Er beschloß jetzt, alles aufzubieten, um das kühne Volk zu demütigen. Schon Hartwig hatte vom Papste das Versprechen erhalten, daß im äußersten Falle gegen die Stedinger das Kreuz gepredigt werden solle. Hiervon machte Gerhard jetzt Gebrauch. Damals hatte der Papst Gregor IX. eine Kezerverfolgung (Inquisition) angeordnet, durch welche ganze Länder in unsägliches Elend gestürzt und Tausende unschuldiger Menschen verfolgt, lebendig verbrannt oder in anderer gräßlicher Weise zu Tode gemartert wurden. Es waren eigens Priester dazu bestellt, die den Glauben der Menschen überwachen und Andersglaubende zur Verantwortung ziehen mußten. Diese Kezerrichter erstatteten nun über die Stedinger an den Papst einen Bericht, worin es hieß: Die Stedinger verachten die Kirche, vergießen Blut wie Wasser, töten die Priester und nageln sie zur Beschimpfung des Kreuzes Christi kreuzweis an die Wand. Sie glauben ein zweiseitiges, höchstes Wesen, verehren sogar den Bösen, den Asmodi, unter einem abscheulichen Ammonsbilde, opfern demselben ihre Kinder und glauben, Luzifer sei mit Unrecht von Gott verstoßen und werde dereinst wieder in den Himmel kommen. Das Sakrament des heiligen Abendmahls wird aufs ärgste gelästert; den Leib des Herrn (die Hostie) tragen sie im Munde nach Hause und werfen ihn weg. Sie fragen Zauberer und böse Geister um Rat. Wenn jemand zuerst in ihre Geheimnisse eingeweiht wird, so erscheint ihm erst eine Kröte, mitunter so groß wie eine Ente oder eine Gans, ja bisweilen von dem Umfange eines Backofens; diese muß er küssen und von der Zunge des Thieres den Geifer schlürfen. Darauf erscheint ein blaßes Menschen-

bild mit kohlschwarzen Augen und so mager, daß die Haut nur auf den Knochen zu hangen, das Fleisch aber weggefressen zu sein scheint. Wenn der Neuling dieses küßt, so dringt ein kalter Schauer durch seine Glieder, und mit diesem Schauer schwindet aller wahre Glaube aus seinem Herzen. —

Solche und noch andere unsinnige Lügen erfannen sie, und die Folge war, daß der Papst den Bann auf die armen Stedinger schleuderte und der Kaiser Friedrich II. die Reichsacht über sie aussprach. In der Achtsformel hieß es: „Wir erlauben euch männlichen uf den Straßen, und wo ein jeglich Mann Fried und Gleid hat, da sollt ihr keins haben, und wir weisen euch die vier Straßen der Welt in dem Namen des Teufels!“

Überall predigten nun die Priester und Mönche das Kreuz gegen die „Steder Ketter“ und schilderten sie als die ruchlofesten Gottesverächter, durch deren Vertilgung sich jedermann die ewige Seligkeit verdienen könne. Den Teilnehmern verhießen sie reiche Beute und den päpstlichen Ablass. Aus Sachsen, Brabant, Flandern, Holland, dem Rheinlande, Westfalen und anderen Ländern strömten nun Abenteurer unter Grafen und Herzögen herbei, ließen sich das Kreuz auf die Schulter heften und versammelten sich im Frühjahr 1234 zu Bremen.

Schon vorher, im Jahre 1233, hatte Gerhard die Osterstader geschlagen, und da auch die Rustringer sich zurückgezogen hatten, so standen die westlichen Stedinger ganz allein. Sie hatten aber von Himmelkamp und Schönemoor an bis Altenesch starke, dreifache Verschanzungen aufgeführt, deren Spuren man noch heutigentags verfolgen kann. Dabei war das bedrängte Häuflein immer auf seiner Hut; sie überfielen den Feind, wo er nur eine Blöße zeigte, und zerstörten die vom Erzbischofe erbaute Schlutterburg. Bei Himmelkamp erfochten sie noch einen glänzenden Sieg. Der Graf Burchard von Wildeshausen zog nämlich heran und wollte mit 2000 Streitern zum Kreuzheere stoßen. Er wollte sich schnell einen Lorbeer erringen, griff die Feinde bei Himmelkamp an, wurde aber gänzlich geschlagen und fand mit vielen der Seinigen ein klägliches Ende. Hierdurch wurde der Mut der Stedinger nur noch erhöht und ihre Hoffnung auf Sieg noch gestärkt.

Immer näher rückte nun der verhängnisvolle Tag heran. In Bremen war eine ungeheure Menschenmenge zusammengeströmt. Da wogte es straßauf und -ab in buntem, hoherregtem Gewühl, Ritter und Knechte, Mönche, Priester und Kriegsteute, Grafen, Fürsten und Herzöge. Im Dome zu Bremen hielt der Erzbischof mit allem Pompe ein großes, feierliches Hochamt, wobei alle Waffen geweiht, alle Kämpfer für den heiligen Streit eingeseget wurden, und jeder, der

am Zuge teilnahm, Ablaß erhielt. Dann brach das Heer der Kreuzbrüder zu Wasser und zu Land nach Stedingen auf. 40 000 Mann war es stark und wurde vom Herzog Heinrich von Brabant angeführt; alle waren wohlbewaffnet, größtenteils beritten. Dagegen betrug die Macht der Stedinger nur etwa 11 000 streitbare Männer; aber es war eine todesmutige Schar, die für die höchsten Güter der Erde stritt, für Freiheit und Recht und für den lieben, teuern Heimathboden, den die Väter mit Mühe und Not den Fluten abgerungen, viele Jahre hindurch hartnäckig verteidigt und oft mit ihrem Blute getränkt hatten; es war eine Schar, deren Wahlspruch hieß: „Lieber tot, als Sklav!“ — Bewaffnete Greise und Knaben, Frauen und Jungfrauen sah man in den Reihen; drei gewählte Führer standen an der Spitze dieser Helden-schar: Bolko von Bardensleth, Thammo von Huntorp und Detmar tom Dyk, drei schlichte, tapfere Bauern.

Am Morgen des 27. Mai rückte das mächtige Kreuzheer über eine Brücke, die man über die Dchtum geschlagen hatte, heran. In keilförmiger Schlachtordnung stellte sich ihm das mutige Bauernheer bei Alteneesch entgegen. Die drei Anführer gingen durch die Reihen und ermutigten ihre Waffenbrüder, als edle, freie Friesen lieber in der Schlacht zu fallen, als zu leben in Schmach und Knechtschaft. — Das Kreuzheer machte den Angriff, indes in der Ferne auf dem Deiche die hebedenden Mönche das berühmte, uralte Lied sangen: „Media in vita“ — „Mitten wir im Leben sind u. s. w.“ —, um vom Himmel den Sieg zu ersehen.

Fast wie ein Zauberlied, das die Schwerter der Keger stumpfte und ihre Sehnen schwächte, erscholl dieser Gesang und belebte den Mut der Scharen. Der stürmische Angriff des Grafen Florentin von Holland begann; aber die Stedinger wichen nicht. Wie wütende Hunde erschienen sie den Augen der Kreuzträger. Immer mehr von diesen wurden ins Gefecht gezogen; immer wilder ward das Streiten, immer lauter der Gesang der Geistlichkeit und das Kampfgeschrei der Stedinger. Graf Heinrich von Oldenburg, der hoch zu Roß in das Getümmel sprengte, ward aus dem Sattel gehoben und erschlagen; schon war mancher Ritter in den Staub gesunken, ein Gerhard von Mulswerth, ein anderer Edler, Gerhard von Dieft, waren getötet, löwenstark wehrten sich die Bauern. Allein die Scharen des Kreuzheeres waren zu zahlreich, Heinrich von Brabant ließ sie immer weiter sich ausbreiten, mehr und mehr wurden die Bauern umzingelt. Schon waren sie kampfes matt, als Graf Dietrich von Cleve mit frischer Mannschaft wider sie losbrach. Sein Angriff brachte die Entscheidung. Die Bauern wichen, ihre besten Helden lagen auf dem blutgetränkten Gefilde, von Lanzen durchbohrt, von Rossen zerstampft. An einen Rückzug

war nicht zu denken, bis zum letzten Augenblicke hielten die Bauern aus, nur wenige wandten sich zur Flucht. Die meisten von ihnen wurden von den Nachsetzenden erschlagen. Manche kamen um in den Gewässern und Mooren; nur einzelne erreichten glücklich die Hunte.

Über 6000 der Stedinger waren getötet. Es war ein ganzes Volk, das bei dem unheilvollen Hügel St. Veit der Vernichtung preisgegeben war, aber auch 4000 Kreuzfahrer waren gefallen. Die Toten wurden ohne Unterschied in gemeinsamer Gruft zu Alteneesch und Warfleth begraben. Die geringen Überbleibsel des Volkes wurden, da sie um Vergebung baten, vom Papste begnadigt. Die Oberherrschaft über das Land wurde dem Erzbischof von Bremen und den oldenburgischen Grafen verliehen.

Sechshundert Jahre nachher, im Jahre 1834, hat man das Andenken jenes Tages erneuert und auf dem Schlachtfelde zu Alteneesch am Jahrestage des Kampfes ein Denkmal errichtet. Da erhebt sich nun hart am Deiche ein mäßiger Hügel (St. Veit) und trägt auf einem Sandsteinsockel einen einfachen, eisernen Obelisken, den ein eisernes, sinnig aus Kreuzen und Schwertern gebildetes Geländer einzäunt. Die Inschrift auf der Vorderseite lautet: „Den im Kampfe für Freiheit und Glauben auf diesem Schlachtfelde gefallenen Stedingern.“ Rechts steht: „Am 27. Mai 1234 unterwarf den mächtigen Feinden das tapfere Volk“; links: „Volko von Bardenfleth, Thammo von Huntorp, Detmar tom Dyk fielen als Führer mit ihren Brüdern“, und endlich hinten: „Am Jahrestage der Schlacht 1834 geweiht von spätem Nachkommen.“

2. Das Klottschießen der Friesen.

Pöppe: Zwischen Ems und Weser. Zweite Auflage. Oldenburg und Leipzig, 1902.

Im Herbst des Jahres 1857 wurde ich in einem Kirchdorfe der oldenburgischen Marsch angestellt. Ich hatte schon öfter vom Klottschießen gehört und nahm mir deshalb vor, falls es im kommenden Winter vor sich gehen würde, die Gelegenheit zu benutzen und es mit eigenen Augen zu sehen. Der Winter kam und zwar mit einem klaren, trockenen, dem Klottschießen günstigen Froste. Der Boden der weiten Marschebene war hart wie eine Tenne und frei von Schnee. Da saß ich eines Abends in dem Wirtshause des Dorfes, wo auch mehrere Bauern versammelt waren, die sich unterhielten über das Wetter, ihren Viehstand, den Stand der Wintersaat und andere Gegenstände, die den Marschbauer interessieren. Plötzlich sagte einer auf plattdeutsch: „Nun wäre es Zeit zum Klottschießen; die Erde ist trocken und hart wie ein Brett, und das ‚junge Volk‘ übt sich schon alle

Tage.“ — „Was haben wir für gute Klotzschieser im Dorfe?“ fragte ein anderer. — „Da ist der Hermann,“ antwortete ein dritter, „der junge Zimmermann, der schießt gut; er flüchtet die Kugel an die achtzig Schritt. Und dann ist N. da (ein junger Bauer), der schießt auch nicht schlecht.“

„Wir,“ fiel ein Bauer aus dem Nachbardorfe ein, „haben ebenso gute Schieser. Da ist ein Schustergeselle, der wirft so sicher, daß er euch den Punkt anzeigen kann, wo die Kugel niederfallen soll; und mein Sohn versteht's auch.“

„Dann haben wir ja, was wir wollen,“ sagte der erste, „laßt uns auf nächsten Sonnabend ein Klotzschießen anstellen, zwei gegen zwei; was gilt die Wette?“

„Vierzig Taler!“ sagten die Bauern des Nachbardorfes.

„Die Wette gilt! Auf welchem Lande soll's vor sich gehen?“

Der Ort wurde bestimmt, und es blieb dabei, nächsten Sonnabend sollte das Klotzschießen vor sich gehen. Die Klotzschieser wurden nun davon in Kenntniß gesetzt. Sie zeigten sich zum Wettkampfe bereit und nahmen die Zeit bis zum Sonnabend wahr, um sich inzwischen noch fleißig zu üben. Das Wetter blieb günstig, und der bestimmte Tag kam heran. Etwas nach Mittag versammelten sich die Teilnehmer im Dorfe („Dög“) und marschierten zum Wahlplatze. Voran zog ein junger Bursche, der auf einer großen Handharmonika, die in der Marsch sehr beliebt ist, einen Marsch spielte. Dann kam der gewählte Fahnenträger, den zur Rechten und Linken die beiden Bahnweiser mit ihren hohen Stecken begleiteten. Hinter diesen gingen die beiden Klotzschieser, dann folgten die Träger der Strohmatte, darauf die sog. „Möters“, und den übrigen Zug bildeten die Bettenden („Inhollers“) und Zuschauer, alte und junge, Handwerker, Bauern, Knechte; auch Frauen, Mädchen und Kinder strömten mit, so daß der Zug mehrere hundert Köpfe stark war. Als wir auf dem bestimmten Felde anlangten, war die Gegenpartei bereits versammelt. Es war ein heller, klarer Wintertag, keine Wolke am Himmel, nur am fernen Horizonte ein blauer Duft. Die frische, reine, kalte Luft hatte die Wangen aller geröthet. Weithin, fast unübersehbar, dehnte sich die harte, kahle Ebene aus, die nur hin und wieder durch zugefrorene Gräben und Kanäle durchschnitten wurde. Einzelne knorrige Weidenbäume, welche ihre nackten, mit Reif bedeckten Zweige emporstreckten, glitzerten im Sonnenschein wie Kristall. Überall ragten aus der Ebene vereinzelt liegende, stattliche, aus roten Steinen und Ziegeln erbaute Bauerngehöfte, hier und da auch hohe, graue Kirchen und holländische Windmühlen empor. Denkt man sich in diese Landschaft das bunte, aufgeregte Gewimmel eines frischen, fernigen Volksstammes, die Frauen hoch und schlank

gewachsen, sauber und einfach gekleidet, die Männer derb, breitschulterig, behäbig, ernst und doch innerlich erregt, zum Teil recht härtig, mit rauher Pelzmütze auf dem Kopfe, einer kurzen Pfeife („Döffe“) im Munde und einem langen Stock („Kluwstock“) in der Hand, so wüßte ich keinen besseren Stoff zu einem wirkungsvollen Gemälde als gerade diesen, vor allem, wenn noch als Hauptfigur die hohe Gestalt eines echten, verwegenen Klotsschießers hineinkommt, und zwar im Augenblick des Abwerfens.

Jetzt traten die Stimmführer jeder Partei hervor, und für jede wurde der Anfangspunkt der Bahn, die Richtung und das Ende derselben bestimmt. Die Länge der Bahn betrug etwa eine Stunde. Sie sollte hin und zurück durchworfen werden. Welche Partei bei der gleichen Anzahl der Würfe am Ende zurückblieb, die hatte natürlich verloren. Auch die Kugeln („Klöte“) beider Parteien wurden jetzt gegenseitig untersucht, ob sie das gehörige Gewicht hatten. Ein „Klot“ (hochdeutsch: Kloß) ist eine mannsfaustgroße Kugel, aus dem harten Wurzelholze der Weißbuche gedrechselt, nach drei senkrecht aufeinanderstehenden Durchmessern durchbohrt, mit Blei ausgegossen und braun poliert. Die durchgebohrten, mit Blei ausgegossenen Löcher haben etwa den Umfang eines kleinen Fingers. Ein Klot kann nicht sorgfältig genug gearbeitet sein, weil es notwendig zu einem sicheren Wurf ist, daß er während seines Fluges regelmäßig rotiert. Das Polieren geschieht, damit er „sleidig“ (d. h. leicht) aus der Hand gleitet. Für gewöhnlich wiegt ein Klot etwa ein Pfund; es wird jedoch auch mit schwereren Kugeln geworfen. Das Werfen nennt man „Schießen“ und jeden Wurf einen „Schuß“. Jetzt wurden in einiger Entfernung zwei wenigstens 6 m lange und 0,60 bis 0,75 m breite Strohmatte auf dem Boden ausgebreitet, für jede Partei eine. Auf diesen Strohmatte nehmen die Klotsschieser ihren Anlauf zum Werfen. Da, wo sie abwerfen, wird die Matte etwas erhöht gelegt. Vorn, zu beiden Seiten der Matte, stellten sich die „Möter“ auf, das sind zwei Männer, die den Klotsschieser beim Abwerfen des Klots mit den Armen oder auch mit einem ausgespannten Tau oder Tuch zu greifen oder „möten“ haben, damit er nicht zur Erde stürzt. Die Bahnzeiger gingen mit ihren hohen Stecken, „Kluwstöcker“ genannt, von etwa 3 m Länge, unten mit einer kurzen, eisernen Gabel („Kluwe“) versehen, voraus. Diese Kluwstöcker dienen gewöhnlich den Bauern zum Überspringen der Gräben, aber auch als Spazierstöcke. Die Bahnzeiger gehen bis zu dem Punkte voraus, wo nach ihrer Berechnung die Kugel niederfallen muß. Sie untersuchen den Boden und zeigen dem Klotsschieser mit ihrer Stange einen harten, festen Punkt an, auf welchen er die Kugel „flüchten“ soll. Unter „Flüchten“ versteht man das Schleudern der

Kugel bis zu ihrem Niederfall auf den Boden. Der Bahnweiser stellt sich gerade auf diesen Punkt und ruft: „Scheet her! Lief up mi an!“ d. h. wirf her, gerade auf mich los! Natürlich springt er, sobald abgeworfen ist, auf die Seite. Ein guter Klotzschießer flüchtet auf eine Entfernung von 70 bis 80 Schritt, ja es soll Klotzschießer gegeben haben, die 100 Schritt und darüber flüchteten. Wenn die Kugel niederfällt, so springt und hüpfst („steuert oder trünnelt“) und rollt sie oft noch eine weite Strecke fort. Es kommt nun darauf an, daß der Klotzschießer bis zu einem solchen Punkte flüchtet, von welchem aus die Kugel noch weit fortrollen kann, ohne durch Gräben und kleine Erhöhungen unterbrochen zu werden. Wenn's möglich ist, so setzt der Klotzschießer die Kugel am liebsten auf eine Eisfläche, weil sie von dieser am stärksten zurückprallt und deshalb am weitesten springt. Geschickte Klotzschießer flüchten genau auf den Punkt, der ihnen bezeichnet ist. Den Boden zu untersuchen und die geeignete Stelle anzuzeigen, das ist Aufgabe der Bahnzeiger. Sie deuten auch, nachdem geworfen, den Endpunkt des Flüchtens, wie den des ganzen Wurfs an. Von der entgegengesetzten Partei sind immer Männer dabei zugegen, die sich von der Richtigkeit der Angabe überzeugen. Da, wo die Kugel aufhört zu rollen, wird ein Rock hingelegt, die Strohmatte wird so weit hergetragen, und nun muß der nächste Werfer von der Partei von diesem Punkte aus wieder abwerfen. Hat ein Klotzschießer seitwärts aus der Bahn geworfen, so wird die Matte nicht dahin, sondern geradeaus getragen, bis zu dem Punkte, welcher sich der Stelle gegenüber befindet, wo die Kugel liegen blieb. Die Richtung einer gut geworfenen Kugel gleicht einer allmählich aufsteigenden, mäßig gekrümmten Linie. Ein guter Klotzschießer wirft nicht zu hoch, weil sonst die Kraft für die Höhe abgenutzt wird, die Kugel nicht weit genug fliegt und später keine Kraft mehr zum Springen und Hüpfen (Kifschettieren) hat. Auf das Abwerfen der Kugel kommt es besonders an. Sie muß im richtigen Augenblick, gerade wenn die größte Schwungkraft da ist, aus der gehöhlten Hand gleiten, wobei die Finger ihr die Richtung geben. Zum Klotzschießen gehört also nicht bloß die rohe Kraft, sondern auch Kunst und Geschicklichkeit.

Jetzt waren alle nötigen Vorbereitungen getroffen. Die Klotzschießer stellten sich an den Anfang der Strohmatte oder noch weiter zurück, um einen weiten Anlauf nehmen zu können. Die beiden Klotzschießer der Gegenpartei waren mittelgroße, stämmige Bursche. Der eine Klotzschießer unserer Partei war ein verhältnismäßig kleiner, untersehter Bauernsohn; der junge Zimmergesell Hermann dagegen war eine hochgewachsene, echte Friesengestalt mit hellblauen Augen, langen Flachshaaren und kurzem, gelblich-weißem Kinnbarte. Er hatte den

rechten Körperbau eines geborenen Klotzschießers, oben weit, unten eng zulaufend, die Brust gewaltig breit, die Körpermitte dünn, der Leib platt, die Hüften verhältnismäßig schmal, die Füße stark nach außen gesetzt.

Ihre Schuhe, ihren kurzen Rock oder ihre kurze Jacke haben die Klotzschießler ausgezogen und einem der Nebenstehenden zur Aufhebung übergeben. Ihre ganze Bekleidung besteht jetzt außer dem Hemde nur aus einer Hose und langen Wollstrümpfen, die über die Hose bis ans Knie hinaufgezogen und dort festgebunden werden. Um den Leib haben sie eine weiße leinene Binde oder ein Taschentuch gebunden. Wenn sie geworfen haben, so wird ihnen sofort ein Mantel umgehängt, eine Mütze aufgesetzt und Handschuhe und Holzschuhe werden ihnen angezogen, damit der Körper nicht seine Wärme und Elastizität verliert.

Jetzt heißt es: Angeworfen! „Scheet her!“ ruft der Bahnweiser. Der große Hermann empfängt zuerst den Klot. Er drängt seine Brust heraus, schwingt den Arm ein paarmal versuchsweise im Kreise herum, neigt sich vorüber und beginnt zu laufen, anfänglich in kleinen, nicht schnellen Schritten, die aber immer rascher und weiter werden, bis zum Punkte des Abwerfens, hier wirbelt er die Kugel einigemal im Kreise herum, nimmt einen solchen Satz, daß er selber hoch in die Höhe fliegt, und schleudert nun die Kugel fort. Aller Augen folgen ihrem Fluge. Die Bahnweiser zeigen die Stelle des Niederfallens an, damit die Fluchtweite gemessen werden kann, und folgen dann der fortrollenden Kugel bis sie liegen bleibt. Nun kommt ein Klotzschießler der Gegenpartei zum Wurf. Alles ist auf seinen Wurf gespannt, ob er hinter dem ersten Schuß zurückbleibt oder ob er ihm zuvorkommt. Die Kugel fliegt, springt mehrere Male auf und rollt dann noch zehn Schritt weiter als die zuerst geworfene. Ein lautes Hurra ertönt von der andern Partei. Man eilt zu dem Klotzschießler, rühmt seinen Wurf und ermuntert ihn zu noch größerer Anstrengung. Er blickt triumphierend auf seinen Gegner, der, nur die Stirn runzelnd, stumm vor sich niederschaut. Jetzt tritt der junge Bauernsohn unserer Partei zum Wurf an. Er flüchtet nicht so weit wie die beiden ersten, aber die Kugel trifft eine günstige Stelle zum Abspringen und Fortrollen, und der Wurf ist von den bisherigen der beste; ja der folgende Werfer der Gegenpartei bleibt hinter ihm zurück. Jeder Klotzschießler hat nun einmal geworfen, ein bedeutender Unterschied hat sich nicht gezeigt.

Jetzt kommt die Reihe wieder an den großen Hermann. Aber sei es, daß er noch nicht warm genug war, oder daß der Klot auf eine ungünstige Stelle fiel, genug, auch der Wurf entsprach nicht seiner gerühmten Geschicklichkeit, und der nachfolgende Klotzschießler der Gegenpartei überholte ihn noch mehr als zuerst. Auch in den folgenden

Würfen hatten unsere Leute entschieden Unglück; wir kamen immer weiter zurück, und in zehn Würfen auf jeder Seite war uns die Gegenpartei schon um einen Wurf zuvorgekommen. Lauter Jubel auf ihrer Seite, Niedergeschlagenheit auf der unserigen. Dort werden die Klotzschieser gehätschelt und gelobt, hier getadelt und mit Mißtrauen angeschaut. Doch war Hermanns nächster Wurf bedeutend besser, aber was er gewann, das verspielte sein Kamerad, der junge Bauer, wieder. Doch warf der Große in der Folge so gut, daß die Gegner keinen größeren Vorsprung erlangten als sie schon hatten. Wir bekamen wieder Mut, denn Hermann schien jetzt mit jedem Wurf besser zu werfen. Aber es war, als ob er heute lauter Pech haben sollte. Der Bahnzeiger rief, als er wieder an die Reihe kam: „Hier ist ein breiter Graben! Du mußt entweder davor werfen, hier, dann springt die Kugel hinüber, oder du mußt drüber hinweg flüchten.“ — Die anderen Klotzschieser hatten Weste und Halstuch von sich geworfen, nur Hermann nicht. „Hast du das kalte Fieber?“ hieß es. „Herunter damit!“ — „Ich bin noch nicht warm,“ gab er zurück. Er lief, warf ab, die Kugel beschrieb einen hohen Bogen und fiel — mitten in den Graben, ins Ufer springend. Ein unendlicher Jubel erscholl bei der Gegenpartei, während auf unserer Seite geflucht und geschimpft wurde auf den großen Hermann. „Er will nicht oder kann nicht,“ hieß es; „warum zieht er nicht vom Leder? Er ist zu träge!“ Hermann sagte kein Wort, er ballte nur die gewaltigen Fäuste und knirschte mit den Zähnen.

Die Bahn war von der Gegenpartei einmal durchworfen. Unsere Partei war beinahe zwei Schuß zurückgeblieben. Jetzt mußte schon ganz ausgezeichnet von unserer Seite geworfen werden, oder wir hatten verloren. Einige gaben schon alle Hoffnung auf; andere dagegen gingen zu unseren Klotzschiesern, streichelten ihnen die Wangen und schmeichelten besonders dem Großen, daß er früher ja am besten geworfen, er könne jetzt auch, wenn er sich nur angreife. „Zieh doch vom Leder!“ — „Rette doch unsere Ehre!“ — „Eine Flasche Wein, wenn du gewinnst!“ So scholl es durcheinander. Hermann ließ sie schreien und tat weiter nichts, als daß er einige Male seine nervigen Arme streckte und schwang und zuweilen einige hohe Sätze in die Luft machte. Dabei atmete er tief auf und stöhnte schwer. „Jetzt,“ wandte er sich zu mir, „komme ich in Schweiß. Nun soll's losgehen auf Leben und Tod! Laß die anderen nur schreien!“

Die Gegenpartei fing schon an, die Bahn wieder zurück zu durchwerfen. Jetzt aber wandte sich das Glück; Hermann warf mit jedem Wurf besser; auch der Bauernsohn suchte ihm nachzukommen, und der Abstand zwischen uns und den Gegnern wurde immer kleiner und

kleiner. Der Mut auf unserer Seite stieg, der Jubel und die Hurras erschollen von Wurf zu Wurf lauter und lauter. Jetzt wurde Hermann gerühmt, umarmt und geliebkost. — Er holte wirklich seine Gegner wieder ein; noch auf der Hälfte der Bahn standen beide Parteien fast gleich. Da wurde von der andern Seite ein ausgezeichnete Wurf getan, der beste aller bisherigen. Die Gegner kamen uns abermals vorbei, und spöttisches, höhnisches Gelächter erdrückte wieder unsere zu früh gefaßte Siegesgewißheit. Nur noch von wenigen Würfen hing jetzt die Entscheidung des Kampfes ab. Der Sieg schwankte abwechselnd von einer Seite auf die andere. Die Gegner standen wieder vor. Jetzt kam Hermann an die Reihe; es galt einen entscheidenden Wurf zu tun. Aber wehe, wieder ein Graben kam ihm in die Quere. „Halt,“ ertönte es auf unserer Seite. „Jetzt soll er vorsichtiger sein. Die Entfernung von hier bis zum Graben wird abgemessen, damit er genau weiß, wie er zu flüchten hat, sonst wirfst er wieder mitten hinein!“ — „Nichts da!“ rief Hermann mit Donnerstimme. „Die Matte hingelegt! Aus dem Wege, was nicht taugt!“ Jetzt traten wieder mehrere zu ihm, um ihm zu schmeicheln und ihn flehentlich zu bitten, die Ehre des Dorfes zu retten; aber er wollte von nichts hören und stieß die Zudringlichen rechts und links von sich. „Es ist eine Entfernung von über achtzig Schritt,“ hieß es, „nimm dich in acht, du wirfst wieder in den Graben oder kurz davor, daß die Kugel ins Ufer schlägt!“

Ohne weiter darauf zu hören, faßte Hermann die Kugel, warf sie in die Höhe, fing sie wieder, und nun erst warf er Weste, Halstuch und Mütze von sich. Seinen Oberkörper bedeckte nun nichts weiter als ein leinenes Hemd, und zwar bei nicht geringer Kälte. Auch dieses reißt er vorn auf, daß man die bloße Brust sieht, wie sie sich gewaltig hebt und senkt. Auch die Hemdsärmel schlägt er in die Höhe und streckt die gewaltigen, muskulösen Arme hoch empor. Nun steht er einen Augenblick wie angewurzelt da; auch ringsum herrscht Totenstille. Sein Auge blickt scharf ins Weite, als ob er die Entfernung abmessen will. Nun biegt er sich weit vorüber, drängt die Brust heraus, streckt den Arm mit der gefaßten Kugel rückwärts, jetzt beginnt er zu laufen, immer schneller und schneller, endlich nimmt er, laut brüllend, einen gewaltigen Satz, daß er selber hoch in die Luft fliegt, und schleudert die Kugel von sich, mit solcher Wucht, daß man sie sausen hört.

Aller Augen folgen nun der Kugel, keiner beachtet den, der sie geworfen. Die Mäters vermögen ihn nicht zu halten, das Tau fliegt ihnen aus der Hand, er stürzt ächzend zu Boden und wird mit vieler Mühe wieder aufgerichtet. Kaum hat er sich erhoben, so begrüßt ihn

ein hundertstimmiges, nicht endenwollendes Jubeln und Hurrarufen. Die Kugel ist so geschickt geflüchtet, daß sie eben vor dem diesseitigen Ufer niederfallen mußte, darauf hat sie einen ungeheuern Sprung genommen, weit über den Graben hinweg, und ist dann noch eine weite Strecke fortgehüpft und gerollt. Dem Jubel folgte ein freudiges, anerkennendes Bewundern von unserer Seite über den unerhörten Wurf und von der andern Seite Verzagen und stumme Niedergeschlagenheit. Einige Frauen und Mädchen sahen besorgt und ängstlich auf den Helden des Tages und flüsterten: „Ach, Heer, he harr d'r woll den Dot to dohn kunnt!“ (Ach, Herr, es hätte ihm wohl das Leben kosten können.) — Jetzt nur noch ein Wurf der Gegenpartei, und unser Sieg war entschieden.

Schweigend und niedergeschlagen zerstreuten sich die Gegner und schlichen einer nach dem andern nach Hause. Wir aber zogen als Sieger feierlich in geschlossenem Zuge, die flatternde Fahne voran, wieder in unser Dorf ein. Die Kunde des Sieges war uns schon vorausgeeilt, und wir wurden von Frauen und Kindern mit Jubel empfangen; abends fand ein großes Fest statt.

3. Eine Marschenfahrt.

Ludwig Bräutigam: Auf dem Heimwege. Berlin, 1902.

An einem Sonntagmorgen fuhren wir zu dritt mit einem Passagierdampfer des Norddeutschen Lloyd vom Bremer Freihafen aus die Weser hinunter, von jenem großartigen Werke aus, an dem so recht zur Erscheinung kommt, welche mächtige Veränderung mit der alten Hansestadt in den letzten Jahren vor sich gegangen ist, und wie sie sich aufgerafft hat, um aus einem zur Provinzialstadt herabsinkenden Orte wieder ein mächtiger, den Anforderungen der Neuzeit genügender Hafensplatz zu werden. Die von Bremen aus nächste Marsch, das Stedingerland, das mit dem Dampfboot in einer Stunde zu erreichen ist, lassen wir diesmal links liegen; meine Reisebegleiter müssen sich damit begnügen, daß ich sie, als wir in einiger Entfernung hinter dem Weserdeiche die das Denkmal von Alteneesch umhüllenden Bäume erblicken, kurz mündlich auf die großartige Vergangenheit dieser Marsch hinweise, auf die ruhmreichen Freiheitskriege der Stedinger, die, wenn von Heldenwagnissen und Heldenkämpfen der Marschbewohner die Rede ist, zuerst genannt werden müssen. Ihr glänzender Sieg bei Himmelskamp, ihr ruhmvolles Unterliegen bei Alteneesch, das sind Großtaten, wert, von Dichtern gepriesen zu werden, die denn auch in neuerer Zeit das Heldenvolk in ergreifenden Gesängen verherrlicht haben.

Nach zweistündiger Dampferfahrt erreichen wir den freundlichen Hafentort Brake am linken Weserufer. Hier steigen wir aus, hier soll diesmal unsere Marschenfahrt beginnen, hier breitet sich westlich und nördlich das Stadland aus, an das sich weiter dem Meere zu Budjadingen anschließt. Hier treten wir ein in die rechte Marschstimmung; eine einzige weite, grüne, fruchtbare und fast baumlose Ebene dehnt sich vor uns aus. Was Allmers in seinem Gedicht: „Einladung in die Marsch“ sagt, hier ist es vor uns:

„Kommt, Freunde, flieht der Stadt Gewühl,

Kommt in mein stilles Marschenland,
Hier weht die Luft so frisch und kühl
An meines Stromes grünem Strand.
Zwar schaut ihr nicht Gebirg und Wald,

Nicht Felsgetümm und Wasserfall,
Doch freundlich ist der Aufenthalt
Auf unfres alten Deiches Wall.
Von oben schaut ihr dort die Flut

Und dort ins weite Land hinein,
Und schön ist's, wenn die Ebne ruht
In goldnem Sommerjonnenschein
Und sich das üpp'ge Weideland
Voll hunder Kinderherden dehnt,
Mit feines Moores dunklem Rand
An heidebrauner Höh' gelehnt;
Wenn feierlich vom Kirchlein her
Des Sonntags Glockenläuten klingt
Und hoch aus blauem Äthermeer
Des Frühlings Verchenjubil dringt.“

Wohl ist die Marsch vielleicht am schönsten zur Frühlingszeit mit ihrem „Verchenjubil hoch im Blauen, mit Lämmertanz im Grün der Auen“, oder wenn der Raps blüht und weiche Westwinde über „Saategewog und Herdengewimmel“ wehen, aber auch ein Herbsttag in der Marsch, wie wir ihn erlebten, bietet wunderbare Bilder dar, Lichtwirkungen, wie sie wunderbarer kaum eine andere Jahreszeit hervorzurufen vermag, Fernsichten, die die Brust des Wanderers ausdehnen, dazu eine unennbare, ruhige Stimmung, die über der großen, weiten Landschaft liegt, gleichsam eine satte Zufriedenheit, eine stille Behaglichkeit, die da atmet „Fleiß und Ordnung segenschwer und Glück und Reichtum ringsumher“. Und nun in diesem Herbst, welch ein Obstsegel in dem Marschenlande, das wir durchwandern! Nur im Rhonetale bei Ber habe ich vor Jahren etwas Ähnliches geschaut! Dichtgedrängt stehen vor den stattlichen Gehöften im Schutze der Häuser die mit Früchten reichbehangenen Apfelbäume, der Ernte entgegenharrend. Und welch ein Blumenflor schmückt jetzt noch im Herbst die wohlgepflegten Gärten! Es ist, als ob der Marschbewohner die seinen Wiesen fehlende Blütenpracht an seinem Hause doppelt ersetzen wolle.

Sonntagsglockengeläut tönt uns entgegen. Es kommt von der Kirche von Golzwarden her, die wir nach halbstündigem Marsche von Brake aus erreichen. Die Gotteshäuser haben in der Geschichte der Friesen eine ganz andere Rolle gespielt als in den übrigen Gegenden Deutschlands. Bei Wasser- und Kriegsnoten flüchteten sich die Be-

wohner in die Kirchen, die gewöhnlich auf höheren Stellen, den sogenannten Wurtten, liegen. Namentlich die Kirche von Golzwarden hat manche heiße Belagerung erlitten und eine sturmbewegte Vergangenheit hinter sich, so daß Allmers von ihr, nachdem er ihre Geschichte im Marschenbuche erzählt, sagt: „Wo in ganz Deutschland mag ein Gotteshaus sein, das solche Stürme erlebte?“

Vor wenigen Wochen hatte ich eine der berühmtesten Dorfkirchen Süddeutschlands stundenlang betrachtet und studiert: den Prachtbau des Sohnes des Straßburger Meisters Erwin, die alte Stiftskirche zu Niederhaslach bei Burg Nideck im Elsaß; ich hatte oft bewundernd vor oder in dem herrlichen Bauwerke gestanden, aber nie war ich ergriffen wie in der schmucklosen Kirche zu Golzwarden. Dort im Süden fesseln die fein durchgeführte Architektur, die weite Halle, das figurenreiche Hauptportal, die alten Glasmalereien die Aufmerksamkeit, aber hier spricht aus dem wie trotzig dreinschauenden, ungefügigen, wetterbraunen Bau auf kahler Wurt für den Geschichtskundigen eine ergreifendere Sprache, und da wir eintreten in die schmale Halle und die Gemeinde beim frommen Sonntagsgesange treffen, ist es mir, als ob diese Friesenmänner, wie ihre Vorfahren es getan, sich stärkten für den Kampf, der so oft draußen vor den Mauern erdröhnte.

Aber heute haben wir nicht lange Zeit, uns in die Vergangenheit der alten Gotteshäuser zu versenken oder die dem Alttertumsforscher so hochinteressant erscheinenden Grabsteine der Friesenkirchhöfe zu betrachten. Unser Ziel ist heute ein ganz anderes, unsere Wanderung gilt einem neuen Kunstwerke, so originell, so packend und ergreifend, daß es eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges für die Marschen bildet: dem Gemälde „Der Bruderkuß“ von Zieger im Marschenhose des Herrn Umno Lübben zu Schmalensletherwurf. (Vergl. Näheres in meinem Buche: „Auf dem Heimwege“, S. 200—204.)

Da wir heute die Marschen so recht durchqueren wollen, machen wir uns später auf den Weg nach Ovelgönne, einem der größten Orte des Stadlandes.

Von hier geht's dann mit der Staatskarosse des Wirtes vom „Viktoria-Hotel“ nordwärts. Nirgends habe ich in Dorfgegenden so viel Sonntagsgespanne gesehen, wie hier, die auf den trefflichen Klinkerchaulseebänken, so recht auch für Radfahrer geeignet, dahinrollen. Der Herbst ist gut gewesen, das Vieh ist auf den Märkten teuer verkauft worden: wir sind so recht in die fröhlichste Zeit für den Marschenbauer hineingekommen. An dem „Edelsitz“ des mit glänzendem Erfolge auf dem Gebiete der Viehzucht tätigen Herrn Eduard Lübben zu Sürwürden machen wir Halt. Der auf den landwirt-

schafflichen Ausstellungen zu Berlin, Bremen und so weiter mit den ersten Preisen ausgezeichnete Besitzer ist nicht selbst anwesend; aber sein Verwalter führt uns in liebenswürdiger Weise durch die musterhaft eingerichteten Ställe, zeigt uns die prächtigsten Tiere aller Gattungen, läßt uns zwei der edelsten Hengste vorführen, geht mit uns auf die Weiden, die von munteren Füllen, mächtigen Zuchtstuten, wilden Ponys, buntscheckigen Rinderherden belebt sind, und schließlich sind wir noch die Ursache, daß einem in Todesnot schwebenden Hammel von unserem biederen Führer das Leben gerettet wird. Wenn nämlich diese feisten Tiere zufällig im Übermute auf den Rücken zu liegen kommen, sind sie, da sie sich nur sehr schwerfällig bewegen, verloren und gehen elend zugrunde auf der menschenleeren Weide, falls ihnen nicht rechtzeitig Rettung kommt.

Wie wir weiter nach Norden ziehen, nach Rodenkirchen zu, senkt die Dämmerung sich über die Lande. Abendstimmung, Abendfrieden in der Marsch! Wer hat sie ergreifender geschildert als Klaus Groth in seinem „Min Vaderland“! Wie von stiller Andacht ergriffen, schauen wir unverwandt westwärts, wo das goldene, feuerglänzende Abendrot den weiten, großen Plan überflutet, wo die ersten Schatten milder Dämmerung sich über die grünen Gefilde lagern wie magische Schleier, wo die dunklen Gestalten der einzelnen Bäume, Tiere und Höfe sich gespenstisch abheben von der in wunderbaren Farben schimmernden Ebene, wo sich am hohen Himmelszelt die reizvollsten, eigenartigsten Lichtreflexe zeigen, die der nimmer vergißt, der sich an solchem Abendfrieden gelabt. Ja, „dat is de Marsch, mit er Wehmot un er Gewalt. Se is nich to beschriben, so wenig as de See, blot to beleben, weder inn Harst un Winter, wenn de Storm fust un de Möwen treckt, noch inn Summer, wenn de Rappsaat blöht un de Lürken singt. Wer blot mal neschierig kumt, se to befehn, de findt se gresi un lanfwili, as de Lüd, die derop wohnt. Op See is't ni anners. Wer aber so lang blifft, bet se em dat Hart anfat hatt, de lett' er nich wedder los, as se em nich. Dar brukt man weder na Rom un de Kampagna to reisen, noch na den Nil un Agypten. Wer den Marschhimmel sehn hett mit sin Wulken, oder den warmen Westwind rüft hett, de friggt dat Heimweh, wenn em en Ahnung darvun kumt, un ähnlich geiht em't mit de Lüd, wenn he vun de besten drapen hett: still, grot, swiegsam.“ Diese herrlichen Worte des Verfassers des „Quickborn“ klingen mir jetzt während der Fahrt durch die stillen Lande in der Seele wider; ich höre den unnenmbar rührenden, herzbewegenden Ton, mit dem mir in der Fremde im Süden ein blonder Friesenrecke diese einzig-schöne Schilderung vorlas, die ihm bis dahin völlig unbekannt war; ich fühle sein Heimweh nach.

Ja, wer die unendliche Eigenart der Marschenwelt gesehen, der wird es erklärlich finden, daß gerade dieser Menschenschlag ein Heimatgefühl besitzt wie kaum ein anderer. Die echten Marschenkinder halten es auch draußen in der Welt schwer aus. Sie überfällt das Heimweh. „Kerls,“ sagt Klaus Groth, „as Böm bögt dat dal; de starksten Lüüd, de en Tunn Wetten ünnern Arm dregt, ahn dat Gesicht to ännern, frigg dat ünner.“

Nun, Kerls wie die Bäume sollten wir heute noch zu sehen bekommen in Nordenham, dem so mächtig emporstrebenden oldenburgischen Hafensplaz. Im „Friesischen Hof“, wo wir Nachtherberge nehmen, ist „Schifferball“. Kohlenzieher der Dampfer, Hafenarbeiter, Matrosen der verschiedensten Nationen mühen sich im Tanzsaale im Schweiß ihres Angesichts ab. Als Wächter des Gesetzes sind hier wahre Nordlandsrecken angestellt, Hünengestalten, die alles Volk überragen. Als so ein fremdländischer Rowdy Streit anfangen will, greift ihn von oben eine Riesenfaust und bringt ihn geräuschlos, ehe er sich bestimmen kann, ins Freie. Treuherzig sagt ein Kellner, der uns wohl unsere Freude über diese rasche und stille Handhabung der Justiz ansieht: „D, der heute hier den Dienst hat, ist noch der schwächste von unseren Gendarmen; da sollten Sie einmal erst die stärksten sehen!“

Wohin wir in den Marschen an der Weser den Fuß setzen, Allmers Namen begegnen wir überall, sein Schaffen tritt uns allerwegen entgegen. Die Besichtigung seines Marschenheims zu Rechtenfleth, das von Nordenham aus in halbstündiger Fahrt mit dem Dampfer zu erreichen ist, soll nun den zweiten Tag unserer Fahrt ausfüllen, und wir erreichen damit den Höhepunkt unserer Reise.

Wie ist doch durch Allmers Wirken dieses stille Marschendorf, versteckt hinter dem Weserdeiche, früher völlig abgeschieden von dem Getriebe der großen Welt, zu einer geweihten Stätte der Künste und der Marschengeschichte umgewandelt worden, zu der jetzt Tausende von den Heimatgenossen des Dichters und ungezählte Wanderer von nah und fern wallfahrten. Daß Allmers kunstgeschmückter Marschenhof im ganzen Nordwesten Deutschlands für jeden Kunstfreund die eigenartigste Sehenswürdigkeit bildet, ist bekannt, aber auch die, die schon viel von dieser merkwürdigen, so völlig einzig dastehenden Stätte gehört haben, sind bei einem Besuche überrascht und in ihren Erwartungen vollständig übertroffen. So ergeht es auch heute dem mit uns reisenden Künstler. Wir verleben einen sonnendurchglänzten, einzig-schönen Herbsttag in Rechtenfleth. Der Dichter ist verreist, aber sein Heim ist geöffnet. Wo meine Führung durch die mir bereits vertrauten, so hochoriginellen Kunstschätze nicht ausreicht, helfen uns in lebenswürdiger Zuverlässigkeit die Richten des Marschensängers aus.



Wir durchwandern den lauschigen Garten, die „Antikenhalle“ mit den zahlreichen Andenken von Allmers aus seinen „Römischen Schlendertagen“, die untere Marschenhalle, in der so viele Wanderer gastlich bewirtet worden sind; wir bewundern die zahlreichen eigenartigen Kunstschätze und verweilen schließlich in dem Raume am längsten, der der schönste, originellste, bedeutsamste und stolzeste des ganzen Hauses ist: im oberen Marschensaale, in dem die Wesermarschen die wunderbarste künstlerische Verklärung erfahren haben.

Das Dorf Rechtenfleth ist nicht so reich wie die vornehmen Orte des Stadlandes, die wir am Tage vorher durchwandert, aber dafür ist es malerischer, für den Künstler origineller. Eine Sehenswürdigkeit ist auch der vornehm eingerichtete Friedhof mit dem Familiengrab des Allmerschen Geschlechtes und mit einem Denkmal von keinem Geringeren als K. Steinhäuser. Ehe wir gegen Abend den nach Bremen fahrenden Dampfer besteigen, dürfen wir noch am Weserdeich zwei der Senioren Rechtenfleths begrüßen, einen Fünfundachtziger und einen Vierundneunziger, beide noch verhältnismäßig erstaunlich rüstig. Der jüngere bedauert nur, wie er treuherzig erklärt, daß der ältere sich noch selbst puzt (barbiere!), während er so recht nicht mehr damit zustande komme. Ein beneidenswertes Geschlecht, diese zähen Friesen! Aber nur ein so urwüchsiger, lebensstarker, reckenhafter Menschenschlag vermochte die Marschen zu dem umzuwandeln, was sie heute sind, zu Stätten hoher Kultur, landschaftlicher Schönheiten und eigenartiger künstlerischer Merkwürdigkeiten, zu einem von der übrigen Welt so ganz verschiedenen Gebiete, hochbedeutsam für den Geschichtsforscher und Volksfreund; überaus lohnend und anziehend für den Naturkundigen, Landwirt und Künstler.

Hochbefriedigt kehrt unser Maler mit uns nach zweitägiger Marschenfahrt heimwärts. Welche Motive er gewonnen, welche künstlerischen Andeutungen, es soll hier noch nicht verraten werden; vielleicht, daß er, wie die alten niederländischen Meister vor Jahrhunderten es getan, Marschenleben, Marschenebene, Marschenhimmel, Marschenstimmung in interessanten Kunstwerken in neue Beleuchtung setzt.

4. Selbsthilfe.

Von Karl Strackerjan. Aus *E. Birminghamhaus: Karl Strackerjan. Oldenburg, 1905.*

Wo dem lieben Gott eine Kirche gebaut ist, da steht für den Teufel dicht daneben ein Wirtshaus, — das ist eine Rede, die weit und breit im Schwange ist, und wenn man unser Oldenburger Land durchstreift, wird man auch schwerlich ein Gotteshaus finden, neben dem ein Wirtshaus fehlt. Manchmal soll es auch schon vorgekommen

sein, daß die Kirchgänger, welche dort mit der guten Absicht hineingingen, sich nach den Anstrengungen des langen Weges und nach schwerem Wind und Wetter zu erholen und für die kirchliche Andacht vorzubereiten, vom Branntwein sich packen ließen und sitzen blieben, so daß sie gar den Gottesdienst darum versäumten. Das mußte auch ein Prediger auf der Oldenburger Geest erfahren, der noch jetzt im Munde des Volkes fortlebt ob seiner unerhörten Körperstärke und seiner heftigen Gemütsart, obgleich sein Leib schon vor mehr als hundert Jahren in die Gruft gesenkt ist. Wiederholt trug es sich zu, daß der Männerpriechel während der Kirchzeit leer war, im Krüge dagegen war es noch laut, wenn jener nach der Predigt nach Hause ging. Da übermannte ihn einmal der Zorn; er drang ein in die zechende Gesellschaft und hielt eine donnernde Strafrede. Von der Kanzel hätten sich die Bauern das allenfalls gefallen lassen, aber hier in ihrem eigenen Machtbereich ward es ihnen zuviel. Der Branntwein hatte die Köpfe etwas erhitzt, und so ließen sie drohende Worte fallen, daß der Herr Pastor sich mäßigen möge, damit sie ihm nicht zu Kollett gingen, und daß sie es wohl schon getan hätten, wenn nicht eben der Respekt vor ihm als ihrem Pastor sie zurückhielte. „Wat seggt ji?“ rief er da aus, und im Nu hatte er seinen Talar ausgezogen und an die Erde geworfen; „dar liggt de Pap', hier is de Kärl!“ und ehe sie sich besinnen konnten, ergriff er mit kräftigem Arme einen nach dem anderen und säuberte rasch die Wirtsstube von sämtlichen Gästen, die sich draußen verblüfft ansahen und beschämt von dannen schlichen.

5. Admiral Sehestedt.

G. Kufeler: Der Wunderborn. Bremen, 1904.

Christian Thomsen Sehestedt,
 Ob Sturm auf Sturm aus Nordwesten weht,
 Fest dein Schweiburger Moordeich steht.
 Die Sage weiß es, sie haben
 Lebendiges Blut drin begraben.

* * *

Aus den Wogen hebt sich der blanke Hans¹⁾:
 „Ins Land, Bruder Sturm, frisch auf zum Tanz!
 Wir lachen der Deiche und schlingen den Reihn
 Und springen höhrend ins Marschland hinein.“

¹⁾ Nordsee.

Bei Schweiburg, da gähnt das willkommene Tor,
Da dehnt und streckt sich deichlos das Moor.“
Und der Sturm heult Hui! und auf schäumenden Rossen
Braust er dahin, zum Verderben entschlossen.

„Herr Landdrost, helfst!“ Und wetterhart
Der Alte lacht in den greisenden Bart,
Denn trotz der Flut und der Stürme Dual
Gebeut dem Meer noch der Admiral.
„Zurück vom Lande, du blanker Hans,
Ich schließ' dir das Tor und hemme den Tanz,
Und deinen wilden, jagenden Wogen
Zum Hohn durchs Moor der Deich wird gezogen.“

Gehorsam dem Starken regt sich das Land;
Das fronende Volk hinströmt an den Strand.
Da legt man Faschinen, bereitet den Weg,
Und Wagen und Karren auf Weg und Steg
Ein jeglicher tausendfach Erde bringt;
Da baut man den Deich, der Damm versinkt.
Vom vergeblichen Werke will jeder sich wenden,
Doch Sehestedt ruft: „Ich werd' es vollenden!“

Aus dem gurgelnden Moor dringt warnender Ton,
Der blanke Hans ruft fernher Hohn;
Doch ohne Wanken wie einst in der Schlacht
Der Alte von neuem den Kampf entfacht,
Mit unendlichen Lasten rücken sie vor,
Doch unerfättlich verschluckt sie das Moor. —
„Weh uns, die Tiefe wird alles verschlingen,
Wenn willig wir nicht das Opfer bringen!“

Im Dämmer blinkt — der Alte ist fern —
Zu heimlichem Werke der Abendstern.
Gold schläft ein Kind in zerbrechlichem Schrein;
Rasch her! In den Damm wir deichen's ein;
Dann wird er fest, dann hält er stand,
Und der blanke Hans verschont das Land.
Und horch, die schwarzen, schaurigen Schollen
Aufs Bett des wimmernden Knaben rollen.

Hilf Gott! — Da naht er auf schnaubendem Roß,
Und wetternd teilt er den weichenden Troß,
Ein Sprung, ein Griff, ein Schlag, — und warm
Nimmt er das weinende Kind in den Arm.
Von fernher leises Grollen klingt,
Und wütend das Volk zum Aufruhr dringt:
„Was tust du, Däne! Laß ab vom Beginnen,
Sonst wird dein Deich den Grund nicht gewinnen.“

Wir tun, was die Väter taten zuvor,
 Wenn Kirchen sie bauten und Wall und Tor;
 Wenn lebendiges Leben drin bannen sich läßt,
 Dann erst hat's Dauer und dann steht's fest."
 Da wird der Alte wie Stahl so hart,
 Es flammt ihm sein Auge und flattert der Bart:
 „Da seid ihr im Recht — lebendiges Leben!
 Doch dazu werd' ich dies Kind nicht geben.

Ist's nötig und schaffen wir nimmer uns Grund,
 So stürz' ich mich selber hinein in den Schlund.“ —
 Da wird's im brandenden Sturm so still,
 Und keiner die Hand erheben will.
 „Ihr Toren in irrenden Glaubens Wahn,
 Was ihr geplant, ich hab' es getan,
 Dort wird begraben ein Stück vom Leben
 Und dem Werk unendliche Dauer gegeben.

Den Rest der Jahre, die letzte Kraft,
 Was mein Kopf an guten Gedanken schafft,
 Des Herzens Wunsch und sehrende Glut,
 Das bring' ich zum Opfer der lauernden Flut.
 Ich sinne und schaffe Tag und Nacht,
 Ich bin's, der dieses gewagt und gedacht.
 Den Spaten zur Hand! Mag's stürmen und wehen,
 Ich stecke darin, ich zwing' es zum Stehen.“ — —

Aus den Wogen hebt sich der blanke Hans:
 „Ins Land, Bruder Sturm, frisch auf zum Tanz!
 Es hebt sich der Deich und wächst und wächst,
 Von Seeland der Alte sitzt drinnen und heht.
 Bezwungen schon hat er das gährende Moor;
 Wir sprechen ihm Hohn, und wir brechen das Tor.“
 Und sie rennen und rasen und wüten und nagen —
 Und müssen zurück; sie sind geschlagen. — —

Christian Thomsen Sehestedt,
 Ob Sturm auf Sturm aus Nordwesten weht,
 Fest der Schweiburger Moordeich steht.
 Die Sage hat recht, sie haben
 Lebendiges Blut drin begraben.

6. Pidder Lüng.

Von Detlev v. Siliencron.

„Frei es de Festfang,
 Frei es de Jaght,
 Frei es de Strönthgang,
 Frei es de Naght,
 Frei es de See, de wilde See
 En de Hörnemmer Rhee.“

1. Der Amtmann von Tondern, Henning Bogwisch,
 Schlägt mit der Faust auf den Eichentisch:
 „Heut' fahr' ich selbst hinüber nach Sylt
 Und hol' mir mit eigner Hand Zins und Gült
 Und kann ich die Abgaben der Fischer nicht fassen,
 Sollen sie Nasen und Ohren lassen,
 Und ich höh'n' ihrem Wort:
 Lemmer duad üs Slaav!“
2. Im Schiff vorn der Ritter, panzerbewehrt,
 Stützt finster sich auf sein langes Schwert.
 Hinter ihm, von der hohen Geistlichkeit,
 Steht Jürgen, der Priester, beflissen, bereit;
 Er reibt sich die Hände, er bückt den Nacken,
 „Der Obrigkeit helf' ich die Frevler packen,
 In den Pfuhl das Wort:
 Lemmer duad üs Slaav!“
3. Gen Hörnum hat die Brunkbarke den Schnabel gewetzt,
 Ihr folgen die Ewer, kriegsvolkbesetzt.
 Und es knirschen die Riele auf den Sand,
 Und der Ritter, der Priester springen ans Land,
 Und waffenrasselnd hinter den beiden
 Entreißen die Söldner die Klingen den Scheiden.
 Nun gilt es, Friesen:
 „Lemmer duad üs Slaav!“
4. Die Knechte umzingeln das erste Haus,
 Pidder Lüng schaut verwundert zum Fenster heraus.
 Der Ritter, der Priester treten allein
 Über die ärmliche Schwelle hinein.
 Des langen Peters starkzählige Sippe
 Sitzt grad' an der kargen Mittagskrippe.
 Setzt zeige dich, Pidder:
 „Lemmer duad üs Slaav!“
5. Der Ritter verneigt sich mit hämischem Hohn,
 Der Priester will anheben seinen Sermon.

Der Ritter nimmt spöttisch den Helm vom Haupt
Und verbeugt sich noch einmal: „Ihr erlaubt,
Daß wir Euch stören bei Euerm Essen,
Bringt hurtig den Zehnten, den Ihr vergessen,
Und Euer Spruch ist ein Dreck:

„Lemwer duad üs Slaav!“

6. Da reckt sich Bidder, steht wie ein Baum:
„Henning Bogwisch, halt deine Reden im Zaum!
Wir waren der Steuern von jeher frei,
Und ob du sie wünschst, ist uns einerlei!
Zieh ab mit deinen Hungergesellen;
Hörst du meine Hunde bellen?
Und das Wort bleibt stehn:
„Lemwer duad üs Slaav?“
7. „Bettelpack,“ fährt ihn der Amtmann an,
Und die Stirnader schwillt dem geschienten Mann,
„Du frißt deinen Grünkohl nicht eher auf,
Als bis dein Geld hier liegt zuhauf.“
Der Priester zischelt von Trozkopf und Büden
Und verkriecht sich hinter des Eisernen Rücken,
O Wort, geh nicht unter:
„Lemwer duad üs Slaav!“
8. Bidder Lüng starrt wie wirrsinnig den Amtmann an,
Immer heftiger in Wut gerät der Tyrann,
Und er speit in den dampfenden Kohl hinein:
„Nun geh an deinen Trog, du Schwein!“
Und er will, um die peinliche Stunde zu enden,
Zu seinen Leuten nach draußen sich wenden.
Dumppf dröhnt's von drinnen:
„Lemwer duad üs Slaav!“
9. Einen einzigen Sprung hat Bidder getan,
Er schleppt an den Napf den Amtmann heran
Und taucht ihm den Kopf ein und läßt ihn nicht frei,
Bis der Ritter erstickt ist im glühheißen Brei.
Die Fäuste dann lassend vom furchtbaren Gittern,
Brüllt er, die Türen und Wände zittern,
Das stolzeste Wort:
„Lemwer duad üs Slaav!“
10. Der Priester liegt ohnmächtig ihm am Fuß,
Die Häscher stürmen mit höllischem Gruß,
Durchbohren den Fischer und zerren ihn fort;
In den Dünen, im Dorf rasen Messer und Mord.

Biðder Lüng doch, ehe sie ganz ihn verderben,
 Ruft noch einmal im Leben, im Sterben
 Sein Herrenwort:

„Lewwer duad üs Slaav!“

7. Der Halligmatrose.

Allmers. Dichtungen. Oldenburg und Leipzig.

Kapitän, ich bitt' Euch, laßt mich fort,
 O, laßet mich frei, sonst lauf' ich von Bord,
 Ich muß heim, muß heim nach der Hallig!
 Schon sind vergangen drei ganze Jahr',
 Daß ich stets zu Schiff, daß ich dort nicht war,
 Auf der Hallig, der lieben Hallig. —

Nein, Jasper, nein, das sag' ich dir,
 Noch diese Reise machst du mit mir,
 Dann darfst du gehn nach der Hallig.
 Doch, sage mir, Jasper, was willst du dort?
 Es ist ein so öder, armseliger Ort,
 Die kleine, die einsame Hallig.

Ah, mein Kapitän, dort ist's wohl gut,
 Und an keinem Ort wird mir so zumut,
 So wohl als auf der Hallig;
 Und mein Weib hat um mich manch traurige Nacht,
 Hab' so lang nicht gesehn, wenn mein Kind mir gelacht,
 Und Hof und Haus auf der Hallig.

So höre denn, Jasper, was ich dir sag':
 Es ist gekommen ein böser Tag,
 Ein böser Tag für die Hallig;
 Eine Sturmflut war wie nie vorher,
 Und das Meer, das wildaufwogende Meer,
 Hoch ging es über die Hallig.

Doch sollst du nicht hin, vorbei ist die Not,
 Dein Weib ist tot, und dein Kind ist tot,
 Ertrunken beid' auf der Hallig;
 Auch die Schafe und Lämmer sind fortgespült,
 Auch dein Haus ist fort, deine Wurt zerwühlt;
 Was wolltest du tun auf der Hallig?

Ah Gott, Kapitän, ist das geschehn!
 Alles soll ich nicht wiedersehn,
 Was lieb mir war auf der Hallig?
 Und Ihr fragt mich noch, was ich dort will tun? —
 Will sterben und im Grabe ruhn
 Auf der Hallig, der lieben Hallig. —

8. As de Großherzog Friedrich August dat Regeer freeg.

Plaitner: Heil Dir, o Oldenburg! Oldenburg, 1901.

Us' Friedrich August sohr is mal
Mit sien Lensahn den Stau hendal.
He keem bold an de isern Brugg
Un stund an Deck und keef torugg.
Dar seeg he just 'n „Jan van Moor“.
De Schipper stund bedröwt an't Rohr.
Sien Fahrtüg gung nicht allto gau,
De Wind, de weer man bannig flau.
Da reep de Erb den Schipper to:
„Binnt achter an; denn help ic' Jo!“ —
Hen sloog dat Tau. — „Haal in de Lien!“ —
Ja, ja, us' leebe Jan van Moor
De stund un keef in eene Spoor.
He stund dar her just as'n Staken
Un dachd' nich mal an'n Enterhafen,
Un leet dat Tau in't Water glie'n,
Hen gung Lensahn; dat weer'n Pleiseer,
Jan kroop ganz sinnig achter her. —

Nu is de Erb' us' Großherzog,
Dat Fahren hett he nu vor Tog.
He is Kaptein van'n ganzen Lann:
Dat heet ic' noch mal'n Fahrensmann.
„Bull Stiem!“ Dar schall't nich an manfeern,
„Bull Stiem!“ Dat bruckt he nich to lehrn.
Man wenn he Jo nu släpen schall,
Denn staht nich her, as weer'n Ji mall.
Un smitt he na Jo her de Lien',
Denn laat't se nich in't Water glie'n,
Denn haalt se in un maft se fast
Un wahrt Jo, dat Ji nicks verpaßt,
Man wenn Ji herstaht as'n Staken
Un däst un kieft in eene Spoor,
Denn kann de best' Kaptein nicks maken,
Denn geiht't Jo just as Jan van Moor. —

Seh elk een, dat't em nich so geiht
Un he nich achter blieben deiht.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Anhang

für Schulen des deutschen Nordwestens.

(Obertertia = Untersekunda.)

Inhalt.

Nr.	Seite.	Nr.	Seite.
1. Die Entstehung und Gewinnung des neuen Landes	1	5. Das oldenburgische Volkslied . . .	14
2. Die Flora der ostfriesischen Inseln	4	6. Von Finckh und von Berger . . .	17
3. Matthias Claudius und Oldenburg	7	7. Der Dränger	19
4. Ein Postkrieg in Jeber	11	8. Auf dem Friedhof Sankt Gertruden	20
		9. Swartdrooßel	24

1. Die Entstehung und Gewinnung des neuen Landes.

Poppe: Zwischen Ems und Weser. Oldenburg und Leipzig.

Einen höchst interessanten Einblick in das stille Schaffen der Natur gewährt die Entstehung des neuen Landes, der Groden oder Polder (engl. grow, plattd. groin, d. h. wachsen, also angewachsenes Land), in den Marschen.

Anfänglich dehnt sich vom Strande bis zum Meere die graue, niedrige Sandfläche des Watts aus. Täglich rollt die Flut zweimal hinüber und wieder zurück. Jedesmal schlägt etwas von dem Schlamm nieder, mit dem das Wasser reichlich geschwängert ist, und lagert sich auf der Sandfläche. Auf diese Weise wird das Watt nach und nach höher, am schnellsten, wenn es in einer geschützten, stillen Bucht liegt.

Die Pflanzen ergreifen immer zuerst Besitz eines neuen Landes, so auch hier, und zwar sind es die dickfleischigen, saftreichen, schmutziggrünen Salz- oder Strandpflanzen (Halophyten). Der unförmliche, blattlose, den Kakteen sehr ähnliche Krückerfuß oder Glasschmalz (*Salicornia herbacea*) siedelt sich zuerst an. Er besteht bloß aus Gelenken und wird



von manchen, als Salat bereitet, sehr wohlschmeckend gefunden. So wie der Schlick (Schlamm) zunimmt, das Watt also höher und trockener wird, nimmt der Krückfuß allmählich ab, und an seine Stelle tritt ein anderes, zwei bis drei Fuß hohes Gewächs, die Meerstrandsaster, auch Sülte genannt (*Aster tripolium*), mit schmutziggrünen, lineal-lanzettlichen Blättern, gelben Scheiben- und rötlichen Strahlenblüten. Diese Pflanze wird bald so zahlreich, daß sie zur Zeit der Flut dem Auge des erstaunten Wanderers wie ein im Meere schwimmender Blumenwald erscheint.

Zwischen den Stengeln derselben bleibt nun bei ablaufender Flut immer mehr Schlamm hängen, immer rascher erhöht sich der Boden, so daß nur noch hohe Fluten ihn überspülen. Aber gerade dadurch, daß die Sülte zur Erhöhung des Bodens beitrug, hat sie ihre eigene Herrschaft über denselben untergraben. Sie kann nur auf feuchtem Boden fortkommen und muß daher jetzt ihre Rechte an eine andere Pflanze, an den sog. Andel oder Queller (*Poa maritima*) abtreten.

Der Andel ist ein weiches, vollsaftiges, spitzblättriges Gras, ein sehr gesundes, nahrhaftes Viehfutter. Er wird entweder vom Vieh abgeweidet, oder man mäht ihn. Aus den niederen Stellen des Groden wird er auf höhere oder an den Deich getragen und hier getrocknet, was sehr schwer hält, weil das Salz in ihm immer wieder Wasser aus der Luft anzieht. Wenn der Andel in den Groden vermietet wird, so kommen von nah und fern, selbst von der Geest, Liebhaber herbei, um ihrem Vieh diesen Leckerbissen zu verschaffen.

Das früher so öde Watt ist jetzt ein festes, begrüntes Vorland geworden und wird Groden oder Heller, auch Butendieksland und Andelgroden genannt.

Der Nutzen dieser Groden ist bedeutend. Weil die Gewalt der Fluten sich an ihnen bricht, so schützen sie die Deiche. Je ausgedehnter das Vorland, desto weniger wird der Deich von Sturmfluten beschädigt, desto weniger kostet also auch seine Unterhaltung. Darum sucht man überall die Bildung eines Vorlandes zu befördern und zu beschleunigen. Zu dem Ende muß dafür gesorgt werden, daß der Schlick sich schneller anhäufen kann. Dies geschieht dadurch, daß man Gräben, sog. Schlickschlöte, durch das Watt schießt.

Die Gräben beginnen wenige Fuß von der Bärme oder dem Fuße des Deiches, sind 30 bis 60 cm tief, 1 bis 1,30 m breit und laufen in einer Entfernung von 12 bis 60 m und in einer Länge von 90 bis 120 m parallel. Diese erste Reihe der Schlickschlöte wird auf dem Ende durch einen Querschlot verbunden. Nun folgt eine zweite Reihe solcher Schlöte, die aber so nahe aneinandergelegt werden, daß von beiden Seiten die Erde aufeinandergeworfen werden kann. Dadurch entstehen Dämme, sog. Horwälle, die in dem immer niedriger auslaufenden

Watt im Stande sind, dem Wasser stärkeren Widerstand zu leisten. Auch diese zweite Reihe von Gräben wird wieder durch einen Quergraben verbunden, und wenn das Watt noch weiter hinausreicht, so wird noch eine dritte Reihe gegraben.

Das ist die Arbeit eines Jahres. Im nächsten Jahre werden zwischen den alten Schlöten neue gegraben, desgleichen im dritten, bis die alten Schlöte vollgeschlammt sind, was bei günstiger Lage schon im zweiten, ja sogar schon im ersten Jahre der Fall sein kann. Die Arbeit wird Jahr für Jahr fortgesetzt, bis das Watt hinlänglich erhöht ist. Die Pflanzen siedeln sich zunächst natürlich auf den Dämmen zwischen den Gräben an und verbreiten sich von hier aus über die ganze Fläche.

Ist der Groden nun ganz bewachsen, und hat er eine hinlängliche Ausdehnung gewonnen, so daß die Eindeichungskosten nicht gescheut zu werden brauchen, so wird er eingedeicht. Man beginnt mit der Eindeichung Anfang Mai, um mit dem Beginn des Herbstes, wo oft heftige Sturmfluten eintreten, mit der Arbeit fertig zu sein.

Wenn ein Groden eingedeicht ist, so wird der alte, weiter landeinwärts belegene Deich Binnendeich genannt; der neue heißt Groden- oder Außendeich.

Wie sehr verändert sich nun die Szene in kurzer Zeit! Wo früher graues Watt, schmutzige Salzwasserlachen, von Krabben und kriechendem Seegewürm bevölkert, von großen Scharen hungriger Seevögel, als Möwen, Regenpfeifer, Seeschwalben, Strandläufer, wilde Enten, Gänse u. s. w. umschwärmt und umkreist, da dehnen sich jetzt die gesegnetsten, fruchtbarsten Fluren aus, bedeckt mit wogendem Korn, goldenen Saaten, besäet mit stattlichen Bauernhöfen, im Schatten grüner Obstbäume und hoher, dunkler Eichen.

So kommt die Kraft des Menschen der blind waltenden Naturkraft zu Hilfe, und beide im Bunde schaffen ein neues Erdreich. Wie schön schildert Goethe die Marsch und ihre Bewohner in den Worten, die er dem sterbenden Faust in den Mund gelegt hat!

„Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neuften Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewühlt kühn-emjige Völkerschaft.

Im Innern hier ein paradiesisch Land,
 Da rase draußen Flut bis auf zum Rand.
 Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschließen,
 Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
 Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
 Das ist der Weisheit letzter Schluß:
 Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
 Der täglich sie erobern muß.
 Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
 Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
 Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
 Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
 Zum Augenblicke dürst' ich sagen:
 Verweile doch, du bist so schön!
 Es kann die Spur von meinen Erdentagen
 Nicht in Aonen untergehn." —

Die Groden sind theils Staats-, theils Privateigentum. Die oldenburgische Küste ist von vielen Groden umgeben, von denen manche nach Gliedern der Fürstenfamilie benannt sind; z. B. August-, Peter-, Cäcilien-, Adelheid-Groden. Seinen Salzgehalt verliert das neue Land bald, und dann ist seine Fruchtbarkeit fast unglaublich und unerschöpflich, weshalb es von den Landleuten gern gemietet wird, die 120 und mehr Mark jährlicher Pacht für ein Stück (ca. 56 ar) bezahlen.

2. Die Flora der ostfriesischen Inseln.

Franz Buchenau. Rippenberg, Deutsches Lesebuch. 7. Teil. Hannover, 1885.

Jeder Ankömmling auf den ostfriesischen Inseln wird wohl zunächst den Eindruck einer großen Ode erhalten. Landet er, wie dies gewöhnlich geschieht, auf der Wattseite (im Süden), so erblickt er vor sich eine weite grüne Fläche, über die sich in der Ferne, einem schneebedeckten Hochgebirge nicht unähnlich, die Zackig geformte Dünenreihe erhebt. Kein Baum, kein Strauch unterbricht die einfachen Linien der Wiesen und Weiden. Und jener Eindruck verliert sich kaum, wenn der Fremde sich der bewohnten Ortschaft nähert. Wie spärlich und zerrissen ist der Pflanzenwuchs auf der Wattseite; an wie vielen Stellen blickt auch weiterhin der kahle Sandboden aus der Rasendecke hervor! Auch der erste Anblick der Dünen mit den besenartigen graugrünen Büscheln des Dünengrases wird diesen Eindruck nicht verschrecken. Und doch bergen die ostfriesischen Inseln eine Fülle der reizendsten Blumen, eine

Reihe seltener Gewächse, und es kommt nur darauf an, sie mit der Liebe des Naturfreundes oder dem unermüdlichen Eifer des Naturforschers aufzusuchen.

Auf den Anblick von Bäumen freilich müssen wir während unseres Aufenthalts auf der Insel fast verzichten. Sie gedeihen nur im unmittelbaren Schutze der Häuser oder der Dünen; der Weststurm mit dem von ihm fortgeführten Salzstaube läßt ihre Gipfel verdorren, sobald sie sich über das schützende Dach oder über die Höhe der Düne erheben. Daher gibt es nur an ganz einzelnen Stellen, wie auf Ostland Borkum, Bäume von etwas größerer Höhe, und man rühmt die auf Spiekeroog vor den Häusern stehenden Linden als einen besonderen Vorzug dieses Dorfes. Auf Norderney hat die Gartenkunst einige schattige Laubgänge, einzelne Gärten mit mäßigen Bäumen und ein paar „Wäldchen“ von Erlen geschaffen.

Die natürliche Flora gliedert sich am einfachsten nach den Standorten als die Flora des Außenstrandes, der Dünen, der Dünentäler und der Wattwiesen, wobei wir die Pflanzen der Mähwiesen und die dem Menschen folgenden Unkräuter beiseite lassen.

Auf dem Außenstrande wächst fast nur der Strandweizen; er geht der Flut weit entgegen, und jede einzelne Pflanze gibt Veranlassung, daß sich hinter ihr ein kleiner Kegel von Sand anhäuft.

Viel reicher und mannigfaltiger ist schon der Pflanzenwuchs der Dünen. Von besonderer Wichtigkeit für die Entstehung und Erhaltung der Dünen sind zwei Gräser, der Sandhafer mit schmalen grünen Blättern, von den Inselanern „Helm“ genannt, und die Sandgerste mit breiten blaugrauen Blättern, der „blaue Helm“ der Inselaner. Mit ihren dichten Büschen fangen diese Gräser den aufstäubenden Sand auf und halten ihn durch ihre weitverzweigten faserigen Wurzeln fest. Daher werden auch kahle Strecken in den Dünen regelmäßig mit Helm bepflanzt, wozu das erste Frühjahr die geeignetste Zeit ist. Aber auch die meisten anderen Dünenpflanzen haben stark verzweigte Grundachsen und weit umherkriechende Faserwurzeln.

Einzelne bewachsene Dünengegenden sind im Frühjahre ganz blau von den Blüten des Hundeweilchens; andere erglänzen im Hochsommer von den massenhaft vorhandenen leuchtend-gelben Blütenköpfen des Habichtskrautes und des Löwenzahns. Fast den ganzen Sommer über finden wir die schönen Blüten des Sandstiefmütterchens und des Hornflees. Auf Borkum sind viele Dünen gleichsam übersponnen von den langen, niederliegenden Stengeln der Brombeere, die äußerst wohl-schmeckende Früchte trägt. Die Dünen von Norderney besitzen im Pfingsten einen anmutigen Schmuck in den weißen, schwach rosa angehauchten Blumen der zwerghigen Dünenrose; Langeroog dagegen hat

einen anderen Schmuck in den großen gelben Blütenköpfen des Wundflees. Auf allen Inseln findet sich, bald häufiger, bald seltener, die „Seemannstreu“, ein graugrünes Gewächs mit starren, stacheligen, wie aus Blech geformten Laubblättern und prächtig stahlblauen Blütenständen. Ihr wird von unverständigen Badegästen gar zu stark nachgestellt, was um so mehr zu bedauern ist, als sie beim Trocknen ihre Schönheit rasch verliert.

Noch viel anziehender sind aber die bunten Pflanzenbilder, die die Dünentäler uns darbieten. Hier wächst besonders die Kriechweide mit grünen oder silberweißen Blättern. Ihr gesellt sich, namentlich auf Vorkum, der vielleicht erst im vorigen Jahrhundert angepflanzte Sanddorn zu, der manche Dünentäler leider so gut wie unpassierbar macht. Überdies stirbt er oft auf weite Strecken ohne einen erkennbaren Grund ab und hinterläßt dann für lange Jahre ein totes, schwarzes Dornestrüpp. In den Gebüsch dieser Sträucher findet sich nun aber eine Fülle interessanter und schöner Gewächse. Da wächst in Menge die fünfstrahlige Parnassia, das schöne Tausendgüldenkraut, die beiden Arten des Wintergrüns (die „Maiglöckchen“ der Badegäste) und mehrere schöne Orchideen, darunter die herrlich duftende „Inselhyazinthe“. Unweit davon locken uns die roten Blüten der Besenheide und der Glockenheide, ja selbst das frische Grün der am Festlande auf Heiden und Mooren weitverbreiteten Krähenbeere. Norderney besitzt sogar die eßbare blaue Moorbeere. Während die Blumenliebhaberin sich einen reizenden Strauß bindet, sinnt der Naturforscher über die merkwürdige Erscheinung nach, daß hier Heide- und Moorpflanzen mit Sand- und Salzpflanzen sowie mit Waldblumen auf kleinem Raume dichtgedrängt beieinander wachsen. Von den letzteren finden wir sogar den gelben Fichtenspargel, eine Pflanze, die auf dem Festlande tiefen Waldschatten sucht und von dem Saft der faulenden Buchenblätter oder Fichtennadeln lebt; hier gewährt der von unten her durchfeuchtete Sand sowie die milde, feuchte Seeluft ihm die Möglichkeit des Gedeihens. — Unmöglich können alle diese Gewächse vom Festlande über die meilenweiten Watten hierhergewandert sein; sie sind vielmehr die Reste der alten Heide- und Waldvegetation, die hier gedieh, als vor Jahrtausenden die Inseln noch unter sich und mit dem Festlande zusammenhingen. Durch die zunehmende Gewalt der See erlagen die Wälder; aber die Reste ihrer Blumenwelt wurden mit Heide-, Moor- und Sandpflanzen auf einen engen Raum zusammengedrängt und legen nun Zeugnis ab von längst vergangenen Zuständen der Erdoberfläche.

Noch vieles Interessante gibt es hier zu erforschen, so namentlich die schon oben angedeutete Verschiedenheit der Flora der einzelnen Inseln. Daß Vorkum und Juist in den meisten Gewächsen übereinstimmen, finden

wir begreiflich, da sie noch bis zum Jahre 1170 zusammenhängen: woher aber stammt ihre mannigfache Verschiedenheit? Warum findet sich die Dünenrose auf Norderney massenhaft, sonst aber nur noch auf einer ganz kleinen Stelle auf Juist? Wie kommt es, daß die Dünenerbse auf eine einzige Stelle von Spiekeroog beschränkt ist?

Widmen wir nun noch den Außenweiden und Wattwiesen einen Spaziergang. Hier ist der Rasen durch das weidende Vieh kurzgehalten, aber an sonnigen Sommertagen ist er wie bestickt mit roten und weißen Blütensternen. Hier wächst der bittere, silberweiße Seewermut, hier blüht die blaue Strandaster und die Strandnelke, von den Fremden wegen Form, Farbe und Duft das „Heliotrop der Inseln“ genannt. In den Wasserrissen wachsen seltene Küstenpflanzen. Aber bald tritt eine merkkliche Veränderung ein. Die Pflanzendecke wird zerrissener; der schlickige Sandboden blickt überall hindurch. Immer spärlicher wird die Vegetation, bis fast nur noch Gräser mit weit umherkriechenden Ausläufern übrigbleiben, die den beweglichen Boden festhalten. Am weitesten aber dringt gegen das Watt hin der seltsame armleuchterartig verzweigte, saftige Queller oder Krückfuß vor, der den von der Insel scheidenden Gast bis in das Gebiet der täglichen Ebbe und Flut begleitet.

So gewährt die Pflanzendecke der ostfriesischen Inseln dem Naturfreunde eine Reihe lieblicher Bilder; den Forscher aber regt sie, wie alles, was ihn umgibt, zum Nachdenken an über das Walten der ewigen, in der Natur sich offenbarenden Gesetze.

3. Matthias Claudius und Oldenburg.

G. Janßen: Nordwestdeutsche Studien. Berlin, 1904.

In den „Erinnerungen an Johann Gottfried von Herder“ — herausgegeben von seiner Witwe und einem Freunde des Herderschen Hauses, Johann Georg Müller — findet sich gelegentlich einer Charakteristik des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe die Äußerung: „Amtspflichten zu erfüllen, hielt er für ein Geschäft subalternen Menschen.“ Damit ist nur ausgedrückt, was in weiten Kreisen des achtzehnten Jahrhunderts eine verbreitete Meinung war, und eng mit derselben zusammen hängt die Auffassung öffentlicher Ämter als Pfründen und Verjorgungen, die erstrebt und verliehen wurden, ohne daß man viel danach fragte, ob der betreffende Mann auch für das betreffende Amt taugte. Erst die strengere und höhere Auffassung des modernen Staates, wie sie zuerst im preußischen Staatswesen zur Geltung durchdrang, hat darin Wandel geschaffen und einen idealeren Begriff des Staatsdienstes ausgebildet.

Die Geschichte des oldenburgischen Staatsdienstes bietet zwei merkwürdige Beispiele jener Art, welche deshalb ein besonderes Interesse für sich in Anspruch nehmen dürfen, weil in beiden Fällen die befürwortenden Gönner wie die empfohlenen Schützlinge den vordersten Reihen der Träger der großen Literaturepoche des achtzehnten Jahrhunderts angehören.

Der eine Fall ist bekannt; es handelt sich in demselben um den Versuch des Grafen Friedrich Leopold Stolberg, seinem Freunde und Genossen aus der Göttinger Hainbundzeit, Gottfried August Bürger, zu einer Oldenburger Amtmannsstelle zu verhelfen. Bürger war ein großer Balladendichter, als Mensch mindestens eine fragwürdige Persönlichkeit und als Beamter nach den Proben, welche er in seinem Wirkungskreise im Dienst der Familie von Uslar in Gelliehausen abgelegt hatte, so gut wie unbrauchbar. Gleichwohl legte sich Stolberg in immerhin begreiflichem menschlichen Mitleid, aber doch wohl reichlich wenig beachtend, was man heute bureaukratisch das „Interesse des Dienstes“ nennt, lebhaft für ihn ins Zeug, scheiterte jedoch mit seinen Bemühungen an dem nüchternen Urtheile und dem kühlen Menschenverstande des Herzogs Peter Friedrich Ludwig. So wurde zum Glück für den oldenburgischen Dienst aus der Sache nichts.

In dem zweiten Falle war der befürwortende Gönner kein geringerer als Herder, und der warm empfohlene Schützling Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Es wird auf diesen Fall etwas näher eingegangen werden dürfen, weil das Material zum Theil bis dahin unbekannt ist.

Als Herder im Jahre 1770 den Ruf an die Stelle eines Begleiters des Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorp für dessen Studienzeit und Reisen angenommen hatte, hielt er sich auf der Reise nach Gütin einige Wochen in Hamburg auf, wo er dem Lessingschen Kreise nahe trat und freundschaftliche Beziehungen mit Matthias Claudius anknüpfte, die sich während seines ganzen Lebens erhielten. Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote — von hervorragender Begabung als volkstümlicher Schriftsteller und Dichter, eine harmlose, fröhliche Seele und ein Mann von vortrefflichem Herzen, aber geringem Talent für die praktischen Dinge dieser Welt — lebte in Wandsbeck in knappen äußeren Verhältnissen, die sich noch dürftiger gestalteten, als er im Jahre 1772 „seine Rebekka“ — nach den Zeugnissen der Zeit eine durch Anmut, Geist und Charakter ausgezeichnete Frau — heimführte und eine Familie gründete. Der schwache Verdienst, den das literarische Unternehmen „Der Wandsbecker Bote“ abwarf, reichte auch bei bescheidensten Ansprüchen für den Unterhalt eines Hausstandes nicht aus; Übersetzungsarbeiten für Hamburger Verleger wurden auch nur kärglich bezahlt; die

Ausgaben wuchsen mit wachsender Familie, und so ward der Wunsch nach irgend einer festen Anstellung, sei sie, wie sie sei, bei Claudius begreiflicherweise immer reger. Hierfür trat Herder als allezeit bereitwilliger Vermittler ein; allein seine Versuche, durch seine Verbindungen in Kurland, in Darmstadt und mit dem Allerwelts-Freund und Gönner Gleim in Halberstadt den trefflichen Claudius unterzubringen, ergaben einstweilen keinen Erfolg. So wendete er sich denn im Jahre 1775, als die Not immer dringender ward, an einen einflußreichen Vertrauensmann des Herzogs Friedrich August, den Justizrath Georg in Cutin, mit dem er durch die gemeinsamen Beziehungen zu dem Prinzen Peter Friedrich Wilhelm bekannt und befreundet geworden war, mit folgendem in der überschwenglichen Tonart jener Zeit gehaltenen Schreiben (ohne Ortsangabe und Datum):

„Heute nichts vom Prinzen, auf dessen kurzen stumpfen Brief ich freilich nichts zu antworten vermag, sondern von einem andern armen Geschöpf, dem Sie vielleicht helfen können, hochgeschätzter menschenfreundlicher Freund. In Wandsbeck bei Hamburg lebt ein Gelehrter namens Claudius, der durch seine Talente, auch durch die Sammlung des Wandsbecker Boten, rühmlich bekannt ist, dabei ein weites, edles, außerordentlich lauterer und zartes Menschenherz hat, das seine Geschicklichkeiten und Talente weit übertrifft. Und der Mann mit Weib und Kindern ist jetzt ohne Brot und wünscht sich eine mäßige, ruhige, tätige, aber ja keine gelehrte Stelle, Rechnen, Schreiben, Aufsehen u. ä. — neue Sprachen weiß er viel, außer Französisch, Englisch, Italienisch auch Holländisch, Spanisch, Schwedisch, Dänisch etwas, ein sehr brauchbarer Mann, wo nicht bloß Staat zu machen wäre — kurz, lieber edler G., in den Gebieten Ihres Herrn sind Stellen und Lächer genug, die einen so vortrefflichen, ewig dankbaren und geschickten Menschen glücklich machen können. Versuchen Sie also etwas und spannen die Segel an, die, wie Sie wissen, am meisten dazu dienen. Ich würde selbst an des H. G. R. und Oberlanddrosten Erz. geschrieben haben, weiß aber nicht, ob mein Bild bei ihm gut schwebt und mein Brief also wirke. Sie aber können's! können's! können's! Vom Amtsverwalter bis zum Sekretär von Geschäften sind alle Stellen für ihn, und welche Reihe von Stellen, deren geringste er nicht ausschlägt. Ist's Beweggrund, liebster Fr., so verbinden Sie meine Frau, seine beste und entschlossenste Freundin, unsäglich und unendlich, wenn Sie etwas für ihn tun können, und mich, seinen alten Fr., zu geschweigen. Ich knüpfe ihn auf Ihre Seele. Sehen Sie ihn, oder vielmehr, warten Sie nicht, bis Sie ihn sehen können, sondern schreiben, mühen sich. — Heil! wenn Sie das Glück hätten, was ich schon nicht haben soll, die lauterste Familie unter der Sonne zu versorgen, die's Ihnen gewiß ewig danket. Herder.“

Auch dieses Schreiben hatte keinen Erfolg; wenigstens wurde Matthias Claudius nicht in oldenburgischen Diensten angestellt. Ob das seinen Grund in mangelnder Gelegenheit oder in wohl nicht unberechtigtem Mißtrauen in seine praktischen Fähigkeiten gehabt haben mag, kann dahingestellt bleiben; denn die Angelegenheit erledigte sich für Oldenburg-Eutin, ohne daß in der Sache ein endgültiger Entschluß gefaßt zu werden brauchte, dadurch, daß Herder um dieselbe Zeit in Darmstadt, wohin er sich in Claudius' Interesse gleichfalls von neuem gewendet hatte, diesmal zum Ziele kam. In Darmstadt weilte Herder von Bückeburg aus im Sommer 1775 einige Wochen, und diese Anwesenheit konnte er benutzen, dem berühmten hessischen Minister Friedrich Karl von Moser, der eben im Begriff war, in Darmstadt eine Behörde zu errichten, deren allgemeine Aufgabe im Geiste des Zeitalters der Aufklärung die Förderung des Volkswohlstandes und der Volksbildung im hessischen Lande auf allen Gebieten sein sollte — ein etwas vages Programm, das später auch gründlich Fiasco machte —, Matthias Claudius als eine für eine solche Behörde vorzüglich geeignete Persönlichkeit zu empfehlen. Claudius' Berufung erfolgte mit dem prunkvollen Titel eines Oberlandkommissarius in der Tat, und im April 1776 siedelte die Familie von Wandsbeck nach Darmstadt über, unterwegs glückliche Tage im Herderschen Hause in Bückeburg verlebend. Aber die Freude war nur eine kurze. Claudius genügte weder den Anforderungen der hessischen Regierung, noch sagte ihm selbst sein neuer Beruf zu, so daß er schon im Frühjahr 1777 — auf Herders Verwendung von der Herzogin Luise von Weimar mit Reise-geld ausgestattet — nach Wandsbeck zurückkehrte, das er nunmehr — den Kampf mit der Notdurft des Lebens von neuem aufnehmend — bis zu seinem Tode (1815) nicht mehr verlassen sollte. Der Minister von Moser hatte wegen dieses Mißgriffs bittere Kritik zu erfahren; sein Endurteil über Claudius lautet: „Seine herzliche und populäre Schreibart schien die Erwerbung eines solchen Mannes bei einer Anstalt schätzbar zu machen, wo so wenig auf Befehl und so viel auf Überzeugung ankommt. Er war aber zu faul, mochte nichts tun als Vögel singen hören, Klavier spielen und spazieren gehen, konnte die hiesige Luft nicht vertragen, verfiel in eine tödliche Krankheit und ging von selbst zu seinen Seefreßern wieder zurück.“

Bei aller menschlichen Teilnahme wird man das oldenburg-eutinische Staatswesen nicht beklagen können, daß ihm diese Erwerbung ebenso wie ein Jahrzehnt später diejenige Bürgers entging. Freilich wäre bei anderem Ausgang die Geschichte der Beziehungen Oldenburgs zu der großen Literaturbewegung der Zeit um zwei berühmte Namen bereichert worden.

4. Ein Postkrieg in Jever.

Rüthning: Geschichte der Oldenburgischen Post. Oldenburg. 1902.

Jever gehörte seit 1793 Katharina II. von Rußland, die es aber unter die Verwaltung und Benutzung der Witwe Friedrich Augusts von Anhalt-Zerbst stellte¹. Bald nach der Verstaatlichung des oldenburgischen Postwesens im Jahre 1800 gedachte nun auch die anhaltische Regierung in dem jeverschen Postwesen eine gründliche Besserung herbeizuführen und es auf einen regelmäßigen und soliden Fuß zu bringen. Da aber der Postverwalter oldenburgischer Beamter war und hier ein altes, vorzeiten erworbenes Recht auf fremdem Territorium ausübte, so mußte sich die Reform lediglich auf die Bestellung der von ihm angenommenen Postsachen in das Land beziehen. Die anhaltische Regierung entschloß sich also, die Landbotenpost von Jever nach den Kirchspielen des Jeverlandes selbst in die Hand zu nehmen und zu regeln. Aber aus Sparsamkeitsrückichten wurde nun der herzoglich oldenburgische Postverwalter Krieg in Jever, der die reitende Post von Oldenburg anzunehmen hatte und oldenburgischer Beamter war, am 1. Mai 1804 von der anhaltischen Regierung zum Postmeister (!) in der Herrschaft Jever bestellt. Daraus entwickelten sich nun aber in Wahrheit „kriegerische“ Verhältnisse. Die neue jeversche Postordnung trat am 21. August 1804 in Kraft, und eine Anzahl von Landboten wurde mit Instruktionen angestellt und zum Gehorsam gegen den Postmeister verpflichtet. Darin aber erblickte Oldenburg eine Schmälerung seiner althergebrachten Rechte, die doch von Anhalt nicht grundsätzlich anerkannt waren, und nahm das Vorgehen der anhaltischen Regierung so übel, daß es dem Postmeister mit dem Januskopfe am 1. Januar 1806 die Verwaltung der reitenden Post abnahm; für ihn wurde „ein notorisch Verrückter“, wie sein Gegner bezeichnend sagte, als Postverwalter eingesetzt und dadurch „das in Ordnung gebrachte Postwesen zu Grabe getragen“. So hatte Jever zwei Posten; denn Krieg blieb anhaltischer Postmeister. Zwar wurde gegen den neuen oldenburgischen Postverwalter sofort feierlichst „dem Herkommen gemäß“ protestiert, indessen dieser behauptete seine Stellung, ja es kam noch viel schlimmer. Er setzte sich mit den Landbriefträgern des jeverschen Postamtes in Verbindung, gab ihnen mit Übergehung des Postmeisters die Briefschaften aus Oldenburg unmittelbar zur Bestellung und steifte ihnen den Nacken, so daß sie in den Wirtshäusern, wo sie wohnten, Briefe auch aus der Stadt zur Beförderung in das Land annahmen. Auf diese Weise trat eine grenzenlose Verwirrung des Publikums und des Postwesens ein, so daß kein Mensch mehr wußte, wer Koch und wer Kellermeister war. Denn es gab nun so viele Nebenposthäuser wie

¹ Runde, Chr. L., Oldenb. Chronik, S. 105.

Wirtshäuser in der Stadt, und jeder Bote tat, was er wollte: „in ihre Taschen spazierten die Revenüen“. Denn statt 200 und mehr Briefe posttäglich bekam der Postmeister Krieg nur 20 bis 30 abzufertigen. Und als der oldenburgische Postverwalter von der Regierung in Jever vorgeladen wurde, ließ er durch seinen Bevollmächtigten erklären, nur er habe in der Herrschaft Jever in Postfachen zu befehlen und sei durchaus nicht schuldig, den landesherrlichen Gesetzen zu gehorchen. „Wahrlich,“ so ruft der Postmeister Krieg in einem Berichte aus, dem wir die Darstellung dieses Sturmes im Glase Wasser entnehmen, „eine schreckliche Beleidigung der Landesregierung! Staat im Staate!“ Zwar wurde der Unverschämte gebührend abgewiesen, aber die eidbrüchigen, von ihm unterstützten Boten blieben unbestraft. Als im Frieden von Tilsit Jeverland an Holland abgetreten ward, nahm König „Ludewig Napoleon“, dem die jungen Töchter des Landes in schönen Versen ihre Huldigung darbrachten, zugleich mit der Herrschaft Jever auch die Herrlichkeit Kniphäusen in Besitz. Damals bestanden in postalischer Hinsicht wunderliche Verhältnisse auf diesem Fleckchen Erde. Der Königlich holländischen Post, deren Wahlspruch „Gendragt maakt Magt“ lautete, war hier Gelegenheit genug geboten, danach zu handeln. Bestanden doch nicht weniger als vier verschiedenartige Verkehrsanstalten, die meistens fremden Landesherrn gehörten: die einträglichste von allen, die reitende Post, hatte Oldenburg allein, eine Fahrpost zwischen Oldenburg und Jever war bisher nicht zu stande gekommen; die Fahrpost zwischen Jever und Wittmund war von Ostfriesland und Jever für gemeinschaftliche Rechnung angelegt; die Botenpost von Wittmund nach Jever hatte Ostfriesland allein; die Landbotenpost gehörte zwar dem Jeverischen Postmeister, aber die Umtriebe des oldenburgischen Postverwalters zerstörten ihm den Nutzen. Außerdem bewahrte ihm gegenüber „das Kniphäusensche Botenwesen“ eine gewisse Selbständigkeit. Es bestand also an einem so kleinen Orte wie Jever ein vierfaches Interesse; das Publikum kam in Verwirrung und wußte nicht, wohin es sich zu wenden hatte. Und doch erkannte man in maßgebenden Kreisen sehr wohl, daß die Vereinigung der Geschäfte allein den Nutzen des Publikums fördern konnte. Als Jeverland 1807 an Holland kam, befand es sich mit Ostfriesland unter einer Herrschaft, und die Gegensätze verloren wenigstens etwas von ihrer Schärfe. Bis dahin waren die nach Ostfriesland und Jever bestimmten Briefe mit denjenigen, die in das Herzogtum Oldenburg gehörten, zusammen kartiert und auf Oldenburg berechnet worden; hier wurden sie dann mit einem Zeitverlust von vier bis sechs Stunden gesichtet und darauf mit neuen Kartenschlüssen an ihre Bestimmungsorte gesandt. Ob der Vorschlag, Immediatkartenschlüsse auf Jever und Ostfriesland einzurichten, durchgegangen ist, wissen wir nicht. Es wäre aber sehr nütz-

lich gewesen, wenn der Partikularismus hierbei geschwiegen hätte. Der Geldversand durch die Post war zu umständlich und auch zu teuer. In Jever trieben um 1800 zwei Kaufleute, Stegemann und Vale, ein nicht unbeträchtliches Geld- und Wechselgeschäft; sie bezogen vom 24. April bis zum 11. Juli 1807 jeder 70 000 Taler in Gold bar aus Bremen, und dies geschah auf dem Privatwege, weil das Postgeld zu hoch war. Die Herabsetzung des Portos verweigerte aber die oldenburgische Postverwaltung, und so entging ihr die ganze Einnahme aus dem jeverschen Bankgeschäft. Immerhin war aber für das dortige Postwesen durch Holland eine Besserung eingetreten.

Ob indessen das jeversche Publikum sich im ganzen besser bei der neuen Regierung befand, steht dahin. Namentlich seit dem Anfang des Jahres 1810, als auf Verlangen der holländischen Regierung das oldenburgische Postkontor in Jever aufgehoben und nach Neuenburg verlegt war, trat eine merkliche Veränderung ein. Die Bewohner des Jeverlandes, besonders die Kaufleute des platten Landes, waren infolge der willkürlichen Erhöhung der Taxe so vielen Unannehmlichkeiten und Bedrückungen ausgesetzt, daß sie eine Beschwerde beim Landdrosten einreichten: das Porto von Jever nach dem Lande war seit Neujahr um mehr als das Doppelte erhöht, Unordnung war trotzdem in der Bestellung eingetreten, und allgemein war die Klage in Stadt und Land, daß die Postbehörde zu Jever jedermann „so außerordentlich und auffallend grob und unhöflich“ begegnete; besonders „wäre der alles Maß überschreitenden Insolenz und Grobheit des Postschreibers ein Joch über den Hals zu werfen“. Der Angriff richtete sich besonders gegen den Postmeister Krieg, der auch an das Kniphausensche Landgericht gerichtete Briefe erbrochen haben sollte. Es ist, als ob wir hier das Napoleonische System der Ausgaugung und der Verletzung des Briefgeheimnisses durch das berühmte „Schwarze Kabinett“ (cabinet noir) vor uns haben. Eine Untersuchungskommission verhörte die Beamten und stellte nur fest, „daß der Postschreiber zu milder Gesinnung angehalten werden mußte“. Das übrige war nicht erweislich. Man fand vielmehr Gelegenheit, Krieg nachdrücklich in Schutz zu nehmen. Denn als der Kniphausensche Amtmann des Postmeisters Vorgehen als „Attentat gegen das bisherige Botenwesen“ bezeichnete, wurde dieser Ausdruck als unschicklich von der Untersuchungskommission zurückgewiesen; denn wenn unter „Botenwesen“ eine öffentliche Landbotenpostanstalt zu verstehen sei, so existiere ein solches in Kniphausen nicht; es sei vielmehr alles Privatsache. Die Angelegenheit wurde nun so geordnet, daß die beiden Boten von Fedderwarden und Sengwarden an das Posthaus zu Jever gebunden waren.

Am 9. Juli 1810 wurden die Grenzen Frankreichs bis an die Jade vorgeschoben, und immer drohender zog das Ungewitter heran, welches

das Staatsschiff Herzog Peters von Oldenburg mit unwiderstehlicher Gewalt zertrümmerte. Dann kam die Zeit der französischen Fremdherrschaft, und auch das oldenburgische Postwesen wurde den Interessen des Korjen dienstbar gemacht. Als aber Napoleons Macht in Deutschland gebrochen war, kehrte der Herzog zurück; eine neue Postordnung wurde 1815 erlassen, und Oldenburg übte sein Postregal wieder selbständig aus. Auch die Post im Jeverlande trat alsbald unter die oldenburgische Verwaltung. Der Postdirektor Starklof war seinem Landesherrn in die Fremde gefolgt und vor der Besizergreifung durch die Franzosen nach Gutin übergesiedelt, da er es verschmähte, in Napoleons Dienste zu treten; nach der Rückkehr der Landesregierung trat er in seine frühere Stellung als Postdirektor wieder ein und beschloß 1817 als siebenundsiebzigjähriger Greis sein bewegtes Leben. Das oldenburgische Postwesen nahm nach dem Wiener Kongreß einen erfreulichen Aufschwung, erst langsamer, dann aber in schnellem Tempo im engsten Anschluß an den Bau eines Chausseenezes, welches sich nach und nach in alle Zipfel des Herzogtums erstreckte. Es ist interessant zu sehen, wie außerordentlich sich der Verkehr nun hob, wie die Post mit Verständnis dem steigenden Bedürfnis entgegenkam, wie der Staat, die Amtsverbände und die Gemeinden die Chausseen ausbauten, und zwar unter der Regierung des Großherzogs Paul Friedrich August fast alle Hauptlinien, unter Großherzog Nikolaus Friedrich Peter namentlich die Marschchausseen, aber auch die zahlreichen Verbindungslinien im ganzen Lande, und wie die großen Fahrpostkurse stets in engster, ursächlicher Verbindung mit dem Straßenbau standen.

5. Das oldenburgische Volkslied.

Pleitner: Heil Dir, o Oldenburg! Oldenburg 1901.

Überall, wo Oldenburger festlich vereint sind, da erklingt jenes innige Lied zum Lobe der Heimat und des heimischen Stammes, dessen getragene Weise einem jeden das Herz rührt, das Lied: „Heil dir, o Oldenburg!“ Der Dichter desselben, Theodor von Kobbe, ist durch dies Lied auf die Nachwelt gekommen; die Komponistin, die Großherzogin Cäcilie, die uns die herrliche Melodie geschenkt hat, ist uns nur um so lieber geworden.

Die Großherzogin Cäcilie war das vierte Kind ihrer Eltern, des Königs Gustav IV. von Schweden und seiner Gemahlin Friederike Wilhelmine von Baden. Da ihr Vater eine große Vorliebe für den Namen Cäcilie hatte, so wurde sie auf diesen Namen getauft. Ihr Pate war der vertriebene König Ludwig XVIII. von Frankreich, der sich damals in Stockholm aufhielt. Der König von Schweden erbitterte

durch seine falsche Regierung das Volk dermaßen, daß sich unter den Offizieren eine Verschwörung bildete, die zu seiner Entthronung führte (13. März 1809). Er mußte der Krone entsagen und begab sich nach Bruchsal zu der Mutter seiner Gemahlin, der verwitweten Markgräfin Elisabeth von Baden. Es war eine beschwerliche Reise, und die kleine Cäcilie konnte nur durch Wärmflaschen gegen die Unbilden der rauhen Witterung geschützt werden. Der König, von Gram und Neue gepeinigt, verließ bald die Seinen und irrte als Oberst Gustavsohn ruhelos in der Welt umher. Er starb erst am 7. Februar 1837. Sein Leichnam wurde im Jahre 1845 nach Oldenburg gebracht und in der großherzoglichen Begräbnishalle beigesetzt.

Die königlichen Kinder wurden in Bruchsal sehr einfach und streng erzogen. Cäcilie hatte noch zwei Schwestern und einen Bruder. Im Jahre 1826 starb die Mutter, und nun leitete die fast gänzlich erblindete Großmutter die Erziehung. Einförmig und trübe war das Leben auf dem Schlosse zu Bruchsal, und die besorgte Großmutter erlaubte ihren Enkelinnen nur selten weitere Ausflüge. Im Jahre 1826 warb der Kaiser Dom Pedro von Brasilien um die schöne Cäcilie. Aber er fand kein Gehör. Vier Jahre später erschien der Großherzog Paul Friedrich August zum Besuche in Bruchsal. Er gewann Cäcilie lieb und fand Gegenliebe. Am 5. Mai 1831, dem Todestage Napoleons, fand in Wien im Palais Auersperg, das der Bruder Cäciliens, der Prinz Wasa, bewohnte, die feierliche Vermählung statt. Der österreichische Hof war anwesend. Der Kaiser selbst führte die fürstliche Braut. Ende Mai erfolgte die Abreise nach Oldenburg. Der Empfang in der Hauptstadt des Landes war äußerst feierlich. Am Damme war eine Ehrenpforte errichtet, und im Schloßhose waren junge Mädchen aufgestellt, die Blumen- gewinde trugen.

Das Verhältnis der Großherzogin zu ihrem Gemahl war sehr innig. „Ich habe eine Sehnsucht nach Dir,“ schreibt sie einmal an ihn aus dem Bade Ems, „die ich mit Worten gar nicht auszudrücken vermag; ich will Gott danken, wenn ich erst wieder bei Dir bin, Du, mein Innig- geliebter, denn ohne Dich lebe ich eigentlich nur halb.“ Ihre Stiefkinder liebte sie wie ihre eigenen Kinder. Einen Tag nach der Vermählung der Herzogin Amalie mit dem Könige Otto von Griechenland schrieb sie an die junge Königin: „Ich werde immer an Dich schreiben, als wenn ich mit Dir redete, mein Herzenskind, Du aber mußt mir versprechen, dies auch immer zu tun. Gott gebe, daß wir uns in ein paar Jahren wiedersehen, sonst halte ich es nicht aus. Nie, so wie jetzt, habe ich es gefühlt, wie teuer Du mir bist!“

Werken der Liebe und der Wohltätigkeit war ihr Leben geweiht. Sie begründete die Kinder-Bewahranstalt, sie spendete für ausgedehnte

Schulachten Gelder zur Einrichtung von Suppenanstalten, zur Speisung solcher Kinder, die einen weiten Schulweg hatten; der nach ihr benannten Cäcilien-Schule wandte sie besondere Teilnahme zu. Sie sah des öfteren die Arbeiten der Schülerinnen durch, sie ließ sich die Zeugnisse vorlegen und erkundigte sich oft bei den Lehrern nach dem Fortgange der Anstalt.

Schweres Leid blieb der jungen Großherzogin nicht erspart. Zwei ihrer Söhne starben, als sie kaum ein Jahr alt waren, am Zahnfieber. Der Großherzog stürzte auf dem Wege zwischen Oldenburg und Rastede mit dem Pferde (30. Juni 1843), glücklicherweise ohne dauernd Schaden zu nehmen. Aus Athen kamen schlechte Nachrichten. Das alles wirkte auf ihren ohnehin schwankenden Gesundheitszustand äußerst ungünstig ein. Am Nachmittage des 23. Januar 1844 wurde abermals ein Sohn geboren, der Herzog Anton Günther Friedrich Olimar. Große Freude herrschte in der Stadt, aber sie sollte gar bald in Leid verwandelt werden. Schweres Fieber stellte sich ein. Die Kranke fühlte ihr nahes Ende. Sie nahm mit vollem Bewußtsein von allen Abschied, ließ sich den Prinzen bringen und küßte ihn. „Sorgen Sie für meinen Knaben!“ sagte sie zu der Wärterin. Nachdem sie Worte des Dankes an die Umstehenden gerichtet hatte, sprach sie mit leiser Stimme: „Adieu! Adieu! Adieu!“ Für kurze Zeit erholte sie sich wieder, dann aber kehrte die Schwäche zurück, und am 27. Januar 1844, nachmittags 4 Uhr, starb sie. Am 8. Februar wurde ihre sterbliche Hülle beigelegt.

Die Großherzogin war eine große Freundin der Musik. Mit Vorliebe spielte sie die Harfe, später das Klavier. Mit großem Erfolge komponierte sie auch: Tänze, Märsche und Lieder. Eine ihrer getragenen Weisen erschien in den 30er Jahren unter dem Titel „Lied ohne Worte“. Später fand sich die Melodie unter dem Titel „Gebet im Falkenburger Lager“ in den Notenbüchern der oldenburgisch-hanseatischen Brigade. Diese herrliche Melodie sollte zur oldenburgischen Nationalhymne werden.

Seit dem Jahre 1820 war Theodor von Kobbe, ein geborener Glückstädter (geb. 8. Juni 1798), als Landgerichtsassessor in oldenburgischen Diensten. Er war dichterisch reich begabt und verfaßte eine große Zahl von Romanen, Novellen und Dichtungen, die aber jetzt vergessen sind. Als heiterer, witziger Gesellschafter war er in allen Kreisen gern gesehen. Für die Armen und Notleidenden hatte er ein warmes Herz. So gründete er einen „Verein zur Verbesserung des Schicksals entlassener Strafgefangener“. Als die Großherzogin Cäcilie starb, da dichtete er unter dem frischen Eindruck der Trauerbotschaft zu der Komposition der Verstorbenen das „oldenburgische Volkslied“. Er ließ es zuerst als Einzelblatt drucken und zum Besten der Armen verkaufen. Dann erschien es in den „Humoristischen Blättern“, die Kobbe herausgab, und zwar am 12. September 1844. Wenige Monate später, am 22. Februar 1845,

starb von Kobbe, der in den letzten Jahren seines Lebens an einer Brustkrankheit litt. Am 28. Februar trug man ihn zu Grabe. Allgemein war die Trauer um das frühe Ende des lebenswürdigen, hilfsbereiten Menschen. Sein Grabstein trägt die Worte: „Wieviel Ursache hat man, einander lieb zu haben, solange es noch tagt.“

So haben also Dichter und Komponistin es nicht erlebt, daß das, was sie geschaffen, zum Liede ihres Volkes wurde; aber überall, wo die feierliche Weise des „Heil dir, o Oldenburg!“ erklingt, da wird man auch der Komponistin, auch des Dichters gedenken. Beide waren reich begabte Menschen; beide waren stets darauf bedacht, menschliches Elend zu lindern, soweit es in ihrer Macht stand.

6. v. Finckh und v. Berger.

Georg Kufeler: Der Wunderborn. Bremen 1904.

I.

„Quel ciel serein pour mourir“ — erklingt
Die alte Märe wieder,
Aus meinem Aug' eine Träne dringt,
Und langsam rinnt sie nieder. — —

Das war zu Bremen, der alten Stadt,
General Vandamme hat gesprochen,
Und über zwei deutsche Männer hat
Der Richter den Stab gebrochen.

„Konrad Winkler, was tönt der Trommelklang
So dumpf durch alle Gassen?“ —
„Herr von Berger, zu Eurem letzten Gang.
Ihr müßt die Welt verlassen.“ —

„Konrad, mein Konrad, ich hab' eine Braut,
Drum sollst du so sehr nicht weinen.
Mit der Freiheit werd' ich heut' getraut,
Und der Feind, der Feind wird uns einen.“ —

„Ach, wenn man Euch traut, französisch Blei
Wird den Segen dazu sprechen,
Und Euer Herz, es zuckt dabei
Und wird im Tode brechen.“ —



„Und bricht's, viel andre sterben auch,
 Daß Deutschland leben werde,
 Und fall' ich, mit dem letzten Hauch
 Küß' ich die deutsche Erde.“ —

„Und fallt Ihr, so fallt Ihr nicht allein,
 Herr von Finckh soll mit Euch sterben.“ —
 „So werden wir Todgeweihten zu zwei'n
 Kämpfer fürs Vaterland werben.“

„Ach, sterbt Ihr fürs Vaterland noch so gern,
 Zum Grafen Bandamme will ich sagen:
 Mich, mich erschießt für den lieben Herrn,
 Um mich wird keiner klagen.“ —

„Zum Grafen Bandamme gehst du nimmermehr,
 Dich würde der Henker verlachen.
 Doch klagen sollt ihr, klagen so sehr,
 Daß die Schläfer in Deutschland erwachen.

Und du meldest daheim, daß vereint, ein Paar,
 Furchtlos in den Tod wir gingen.
 Und eine Locke von meinem Haar
 Sollst du der Mutter bringen.“

II.

„Quel ciel serein pour mourir“ — du weinst,
 Hörst du die Mär erklingen,
 Wie wackre deutsche Männer einst
 In Bremen zum Tode gingen.

Es war ein sonniger Frühlingstag,
 Der Himmel küßte die Felder,
 Duftende Beilchen blühten im Hag,
 In Knospen standen die Wälder.

Pfeifengetön und Trommelklang!
 Aus dem Doventore fuhren
 von Finckh und von Berger zum letzten Gang
 Durch lenzesfrohe Fluren.

Und als die ernste Stätte erreicht,
 Die Soldaten standen wie Mauern,
 von Finckh und von Berger schritten so leicht
 Und fühlten doch heimliches Trauern.

Der eine sprach leis: „O Mutter, so grau,
Wärst du nicht, wär' es gelinder.“
Der andere seufzte: „Du arme Frau
Und ihr sieben herzigen Kinder!“

O heiterer, sonniger Frühlingstag,
Geschaffen, das Herz zu erquicken!
„Quel ciel serein pour mourir!“ — so sprach
von Berger mit leuchtenden Blicken.

Sie gaben zum Abschied sich die Hand
Und taten sich nicht mehr rühren.
Es war ein blutjunger Leutnant,
Der sollte kommandieren.

„Quel ciel serein pour mourir“ — ihm trat
In's Aug' eine Träne; den Degen
Er zögernd nur erhoben hat,
Da sind sie den Kugeln erlegen.

Quel ciel serein! Sie stiegen empor,
Und Frankreich ist doch verdorben.
So sind zu Bremen vor dem Tor
Zwei deutsche Männer gestorben.

7. Der Dränger¹⁾.

Ballade nach einer Sage aus den Marschen.

Von Ludwig Niemann. Aus: Ludwig Bräutigam: Allmers-Buch. Goslar 1901.

„Ach, Mutter, der Dränger, der furchtbare Gast,
Er hat auf dem Heimweg mich Arme erfaßt.

Beim Siel aus dem finsternen Wasserreich
Da stieg er herauf, so gespenstisch und bleich.

Er wollte mich ziehn in sein kaltes Grab,
Voll Grauen sah ich in die Flut hinab.

Verzweifelt rang ich wohl stundenlang,
O Mutter, o Mutter, wie ist mir so bang!“

¹⁾ An den Küsten der Nordsee ist der Aberglaube verbreitet, daß an den Ufern ein Gespenst, Dränger genannt, umgeht, welches einsamen Wanderern auflauert und sie in die Tiefe zu ziehen sucht.

So schluchzte das Mädchen und jammerte laut.
Der Mutter es gar seltsam graut.

Sie bettet ihr Kind im Kämmerlein,
Im Fiebertraum lag dort das Mägdelein.

Der Atem ging schnell, und hoch und wild
Die tödliche Angst im Busen schwillt.

Da schrie es auf in drangvoller Not:
„Ach, Mutter, der Dränger, er würgt mich zu Tod.

Tief unter mir gähnt schon sein kaltes Grab.
Jetzt zieht er mich unter die Flut hinab!“ . . .

Und die Mutter heftig ihr Kind umschlingt:
„Ist keiner, der dir Rettung bringt?

O Gott im Himmel, so rette du
Und bringe mein armes Kind zur Ruh!“

Und stille wird's im kleinen Raum,
Die Mutter horcht, sie atmet kaum.

Aus ihrem Auge die Träne rinnt.
Mit Tränen neht sie ihr totes Kind.

8. Auf dem Friedhof Sankt Gertruden.

Georg Rujeler: Der Wunderborn. Bremen 1904.

I.

Auf dem Friedhof Sankt Gertruden
Da schlafen der Menschen viel,
Sind weit nach dem Glück gewandert
Und fanden so nah das Ziel.

Auf dem Friedhof Sankt Gertruden
Ist noch ein Stein zu sehn,
Zu Häupten des grauen Steines
Drei helle Kreuzlein stehn.

Da deckte man heiße Herzen
Mit kühler Erde zu, —
Drei junge Nonnen finden
Im Grabe nicht Raft und Ruh.

Drei junge Nonnen steigen
Um Mitternacht hervor,
Dann wallt es wie feiner Nebel
Hinunter zum Friedhofstor.

Noch keiner hat sie gesehen, —
Wer mit anderm Gesichte sah,
Der sah drei weiße Nonnen
Und die dunkle Domina.

Die Kapelle Sanct Gertruden
Springt auf, man hört es kaum,
Ein Altar mit düstern Kerzen
Blinkt aus dem dunkeln Raum.

Die Domina kniet: „O Christe,
Weh uns, die du verfluchst!“
Die Nonnen heben die Hände:
„Der einst dein Kreuz du trugst!“ —

„Sie brachen ein heilig Gelübde,
Und ewig ist unser Gang —!“
Die drei erbleichen und beben:
„Ach ewig ist so lang!“ — —

Die Lichter sind erloschen,
Ein Hauch, und um Kreuz und Stein
Auf dem Friedhof Sanct Gertruden
Tanzt leise der Mondenschein.

II.

Auf dem Friedhof Sanct Gertruden
Eine alte Linde steht,
Ein leises Flüstern und Raunen
Durch ihre Krone geht.

Die Vögelein wissen Lieder
Eigen und wunderbar,
Daß einst die stolze Linde
Ein dürres Reislein war.

Jahrhunderte sind vergangen,
Die Welt trug Maienkleid,
Da schritt zum Hochgerichte
Eine feine blasse Maid.

Von Sankt Gertruden-Kapelle
Ein Glöcklein klagte bang:
Die Richter haben gesprochen,
Verfallen, verfallen dem Strang!

Und als sie das Glöcklein vernommen,
Da sprach sie mit blassem Mund:
„Du reicher Herrgott im Himmel,
Gib du meine Unschuld kund!“

Da lag verdorrt am Wege
Ein Lindenzweig allein.
„Dich pflanz' ich mit reinen Händen
Tief in den Friedhof ein.

Und wirst du wachsen und grünen,
Du armer, durrer Zweig,
Dann trag' ich weiße Gewande
Droben im himmlischen Reich.

Dann grabt mir neben der Linde
Ein stilles, kühles Grab
Und senkt auf blühende Rosen
Den toten Leib hinab.“

Sie tät das Zweiglein pflanzen,
Die Leute standen zuhauf;
Aus ihren klaren Augen
Fielen die Tränen darauf.

Das Mägdlein ist gestorben,
Ihren Namen weiß man kaum.
Das Reislein grünte und blühte
Und wuchs und ward ein Baum.

Jahrhunderte sind vergangen,
Viel Volks ist zu Staub verweht, —
Noch immer auf Sankt Gertruden
Die alte Linde steht.

III.

(Das Grab Julius Mosens.)

Auf dem Friedhof Sankt Gertruden,
Da ist der Toten Haus,
Da ruht in kühler Erde
Ein deutscher Dichter aus.

Sein Grab, das ist umspinnen
Von Efeu und Immergrün,
Dazwischen traumverloren
Einsame Rosen blühen.

Eine Nachtigall hört' ich singen
Nahe der Gruft im Mai,
Die lieb sich vom schlummernden Sänger
Trunkene Melodei.

Wohl jauchzt es vor Glück und Freude,
Doch dazwischen tönt so bang
Aus leiddurchwühltem Herzen
Ein trauervoller Klang. — —

Der Efeu grünt, und die Rose
Der Sonne entgegenblüht —
Der Sänger ist gestorben,
Noch lebt im Volk sein Lied.

* * *

Auf dem Friedhof Sankt Gertruden,
Bom Lorbeer die Schläfen umlaubt,
Da legte ein deutscher Dichter
In fremde Erde sein Haupt.

Wohl war ihm lieb geworden
Dies meergepeitschte Land,
Doch Tannen des Bogtlands rauschten,
Wo seine Wiege stand.

Des Bogtlands Tannen blieben
Ihm immer in Herz und Sinn,
Und die lustig hüpfenden Quellen,
Die darunter rauschen hin.

Und als durch lange Jahre
Ihn lähmendes Leiden gequält,
Hat er seinen lauschenden Knaben
Von der schönen Heimat erzählt. —

Nun ruht er auf Sankt Gertruden,
Vom Lorbeer die Schläfen umlaubt,
Und Tannen des Bogtlands rauschen
Dem schlafenden Sängler ums Haupt.

9. Swartdrooßel.

Fr. Freudenthal: In de Fierabendstied. Oldenburg 1890.

Swartdrooßel in den willen Brook,
Wat hew ick di so leew,
Du singst fröh vör de Morgentied,
Bist schu woll as een Deew.

Du singst nich as de Nachtigal —
De weet ehr Leed keen Maat,
Se singt und flöönt de heele Nacht
In'n Dörp an jede Strat.

Du singst in stille Ensamkeit
Din schöne Leed för di;
Als ick et hör' tor Morgentied,
Wo drüing in't Hart et mi!

So singt vör sück woll mannigeen
Von den de Weld nicks weet,
Un denkt nich, dat een anner hör'
Sin slicht un eensam Leed.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.







